Geo. U.
8

Geo. un.
8.

Aufsätze

zur

Kunde ungebildeter Völker.

Weimar 1789.

bey C. L. Hoffmanns Wittwe und Erben.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Vorerinnerung.

Nachstehende drei Aufsätze sind zuerst im deutschen Museum erschienen. Die Verlagshandlung verlangte den zweyten Abdruck derselben statt eines Romans auf die Messe zu bringen und schien dadurch andeuten zu wollen, daß Arbeiten dieser Art von der deutschen Leserwelt jezt statt Romane gekauft würden.

Dies ist eine neue Bestätigung, daß der Lesegeschmack seit kurzem eine Wendung genommen hat, die der deutschen Litteratur mehr Consistenz und Gründlichkeit geben dürfte. Denn wenn die Zeit her fade und schlüpfrige Romane, platte Lustspiele unnatürliche Trauerspiele der ausschließende Genuß des großen

Leserhaufens waren: so scheinen es jezt historische, staatistische und leichte philosophische Bücher werden zu wollen: eine Veränderung, welche die Masse der durch leichte Lesereyen in Umtrieb gesetzten Kenntnisse veredlen, und mit der Zeit gründlicher und nützlicher machen wird.

Wenn ich ja ein Verdienst bey diesen kleinen Aufsätzen habe, so ist es bloß dies, daß ich die darin vorgetragenen Data aus einem Gesichtspunkte faßte und zusammenstellte, der, bey der beständigen Zurückweisung von jenen ungesitteten Nationen auf die gesitteten, einige helle Blicke in den Grundbau der menschlichen Natur thun lassen wird. Weimar, im April 1789.

Friedrich Schulz.

I. Die

I.

Die Abiponer *).

Sie bewohnen in Paraguay den großen Landesstrich, der von Norden nach Süden hin zwischen dem Flusse Inate und dem Gebiete der Stadt Santa Fe liegt, und von Osten nach Westen anfangs von dem Paraguayflusse allein, nachher aber von der damit vereinigten Parana und dem Gebiete von St. Jago umgeben ist. Sie theilen sich in verschiedne Horden und schweifen, ohne sich um Ackerbau zu bekümmern, in fliegenden Hütten umher.

 Wenn

*) Nach Dobrizhoffer. Der vollständige Titel seines Buchs ist: Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay. Bereichert mit einer Menge Beobachtungen über die wilden Völkerschaften, Städte Flüsse, vierfüßige Thiere, Amphibien, Insekten, merkwürdigen Schlangen, Fische, Vögel, Bäume, Pflanzen und andere Eigenschaften dieser Provinz. Verfaßt von Herrn Abbe Martin Dobrizhoffer, achtzehn Jahr lang gewesenen Mißionar in Paraguay. 3 Theile. 1783 — 1784.

Wenn sie einen mächtigern Nachbar fürchten; wenn es ihnen an frischem Wasser oder an Weide für ihre Pferde gebricht; wenn sie eine benachbarte Völkerschaft überfallen; eine Kolonie ausgeplündert; einer Meyerey Pferde geraubt haben: so ziehen sie weiter, und wählen sich Wohnsitze zwischen Flüssen und Sümpfen, und in Wäldern, um frische Nahrung zu finden, oder um der Rache der Beraubten und Geplünderten zu entgehen.

Der ganze Landesstrich, welchen sie bewohnen, hat keine bleibende Hütte aufzuweisen, und doch giebt es keinen Fleck darin, der nicht einen eigenen Namen hätte, den er entweder von einem merkwürdigen Vorfall, oder wegen seiner natürlichen Beschaffenheit erhalten hat: gerade so, wie es die Juden bey ihren Wanderungen in der Wüste machten. Diese Namen sind alle aus der Natur genommen. So heißt einer das Vogelnest, weil daselbst gewisse Vögel auf hohen Bäumen ihre Nester bauen; ein anderer das Kreuz, weil die Spanier ehedem daselbst ein Kreuz aufgerichtet hatten; ein dritter die weißen Sachen, weil ehedem einmal ein starker Hagel in dieser Gegend gefallen war; ein vierter die Tiegerhöhle u. s. w. Auf diese Art bezeichnen sie ihre ehemaligen Wohnsitze, und wissen sie auch genau wieder zu finden.

Ihre Farbe ist nicht ganz weiß, aber doch von der Farbe der Mohren und Mulatten sehr verschie-

schieden. Ihre Kinder kommen mit einem natürlichen Weiß auf die Welt, aber es geht theils durch die Sonnenhitze, theils durch Rauch in den Hütten in das Bräunliche über. Die Weiber, die nicht so viel auf freyem Felde liegen, sind weißer als die Männer. Aber diese glauben sich, weil sie von ihren Feinden nicht geliebt, sondern gefürchtet werden wollen, um so schöner, je stärker sie von der Sonne gebrannt sind, und jemehr sie Narben aufzuweisen haben.

Die meisten Abiponer haben eine einnehmende, regelmäßige Bildung, deren Züge den europäischen kaum nachstehen; größtentheils kleine Augen, mit welchen sie aber sehr scharf und genau sehen können. Zum Beweis davon, gibt Hr. Dobrizhoffer folgende Anekdote: Ein großer Abiponer auf einem hohen Pferde, entdeckte auf dem Gesichte eines Paters, der einige Schritte von ihm stand, einen Floh. Sogleich kam er freundlichst herzu, haschte den Floh und sagte: Pay (Pater) hier ist dein Floh! — Sie laufen den kleinsten Bienen nach, ohne sie aus dem Gesichte zu verlieren, und entdecken auf diese Weise ihre Stöcke, um ihnen den Honig zu rauben.

Ihr Wuchs ist stark, und männlich; Leibesgebrechen, die in Europa so häufig sind, kennen sie nicht; Herr Dobrizhoffer hat in vier zahlreichen Kolonien nur drei von ihnen gekannt, die

etwas kleiner als andre, aber auch dafür desto mannhafter am Geiste waren. Stumpfe, platte Nasen, sieht man bey ihnen nicht; aber schöngebogne Adlernasen häufig. Dagegen haben sie keinen Bart. Ihr Kinn ist glatt; und von Natur mit einem feinen, wolligten Haar überzogen, dessen sie sich aber auch zu entledigen suchen, und zwar folgendergestalt: Ein altes Weib setzt sich auf die Erde und nimmt den Kopf des vor ihr liegenden Abiponers auf den Schooß, bestreut sein Gesicht häufig mit warmer Asche, reibt diese tüchtig ein, und rauft ihm, nach dieser seltsamen Einseifung, Haar vor Haar mit einer kleinen Zange von Horn aus. — Sie sagten zu Hrn. D.: dies thue nicht weh. Ihn thätig davon zu überzeugen, nahmen sie ihn freundschaftlich beym Kopfe, um ihn auf diese Art zu rasiren, und er hatte alle Mühe sich aus ihren dienstfertigen Händen zu winden. — Eben so wenig können die Abiponer die übrigen Haare leiden, die ihnen die Natur gegeben hat; sie rupfen sich Wimpern und Augenbraunen aus, spotten der Europäer wegen ihrer buschichten Braunen, und nennen sie Brüder der Strauße, weil diese Thiere eine Art von Augenbraune haben. Sie sind überzeugt, daß diese Haare die Augen umflirrten und sie am Sehen hinderten.

Ihr Haupthaar ist dick und schwarz; ein weiß oder rothhaariges Kind würden sie für eine Mißgeburt halten und schwerlich leben lassen. Die

Art,

Art, wie sie ihr Haar verschneiden, ist nach den Nationen, Zeiten und Ständen verschieden. Die wilden Abiponer, die sich in keine Kolonie zusammenziehen lassen, scheeren sich den Kopf bis auf einen kleinen Kranz von Haaren, der um die ganze Scheitel herumläuft; die andern, die in Kolonien wohnen, flechten ihr Haar meistens in Zöpfe, Männer wie Weiber, nur daß letztere ein weisses baumwollenes Band darum winden. Gehen sie aber in die Kirche, oder betrauren sie einen Verstorbenen, so lassen sie das Haar fliegen.

Sonderbar, daß diese Gewohnheit so allgemein ist. Die Völker des Alterthums trauerten mit fliegendem Haar, und die heutigen gesitteten Europäer und ungesitteten Abiponer thun es noch.

Gleich nach dem Aufstehn bringen die Abiponerinnen den Männern das Haar in Ordnung, flechten und binden es, und bedienen sich zum Kämmen eines Bündels von Borsten, die von einem wilden Schweine, oder von dem Schwanze eines Ameisenbären genommen sind. Grau werden die Abiponer sehr spät, und kahl die wenigsten; ausgenommen am Vorderhaupt, wo sie sich aber auch die Haare ausrupfen. Diese Platte nennen sie Nalemra, und halten sie für das ehrwürdigste Abzeichen ihrer Nation. Ihren neugebornen Kindern lassen sie durch gewisse Weiber und Männer, die eine Art von Priesterrang un-

ter ihnen haben *), das Haar des Vorderhauptes abschneiden, und diese Ceremonie ist ihnen eben so wichtig, als den Juden die Beschneidung, und den Christen die Taufe.

Wenn ein Abiponer stirbt, so werden seiner Wittwe unter Wehklagen der Weiber und unter lustigen Schwelgereyen der Männer, die Haare abgeschoren, und mit einer schwarzen oder aschgrauen Kappe bedeckt, die sie nicht eher ablegen darf, als bis sie von neuem heyrathet. Auch den Wittwern wird unter großem Gepränge das Haar abgeschoren, und ein netzartiges Häubchen aufgesetzt, welches sie zuerst ablegen, wenn die Haare wieder gewachsen sind. Bey der Trauer um einen verstorbenen Caciquen schneiden sich alle Männer ihr langes Haar ab. „So wechseln die Kopftrachten unter den Abiponern ab (sagt Hr. D.) aber ich will meine Ehre verloren haben, wenn man nicht bey den gesitteten Europäern noch mehrere und mannigfaltigere sieht.“

Die

*) Wir beschreiben diese Leute unten. Hr. D. nennt sie Schwarzkünstler und Schwarzkünstlerinnen; aber sie sind es weder mehr noch weniger, als alle andre Leute, die durch äussere, zum Theil unbegreifliche und geheimnißvolle Ceremonien, das Zutrauen und Anstaunen des kindlichen Verstandes zu gewinnen gewußt haben.

Die natürliche Begierde schön zu seyn, äussert sich auch bey diesen Wilden in ihrer ganzen Stärke, nur daß sie solche auf eine Art befriedigen, wozu sich ein europäisches Gesicht wohl nicht hergeben dürfte. Sie machen sich nie häßlicher und fürchterlicher, als wenn sie sich zu putzen glauben. Man sieht unter ihnen Knaben und Mädchen von einem Wuchse und einer Farbe, die ihnen in Europa beneidet werden könnten; aber kaum sind sie etwas herangewachsen, so werden sie nach väterlicher Sitte schön gemacht, und zwar also:

Eine Alte nimmt den Knaben oder das Mädchen her, legt den Kopf auf ihren Schooß und fängt an mit einem spitzigen Dorn, auf Stirn, Backen und Kinn gewisse Figuren, Striche und Zeichen zu ritzen, zu graben und zu stechen, bestreut die blutenden Wunden mit Asche, reibt sie ein, und sichert dadurch die Schönheit der Nation auf immer; denn weder Sonne, noch Wasser, noch Alter, kann ihr schaden, und sie geht mit ihrem Besitzer zu Grabe.

Gewisse auf diese Art gerißne Zeichen haben alle Abiponer unter einander gemein; aber es giebt auch noch andere, die nur den Vornehmern eigen sind. Je vornehmer und angesehener ein Mädchen bey der Nation ist, destomehr muß sie sich zerstechen und graviren lassen. Blut und Seufzer kostet ihr diese Ehre in Menge! Und doch darf sie bey der Operation nicht muchsen.

Ihr

Ihr Kopf liegt in dem Schooße der Alten, die mit ihrem spitzigen Dorne zu mahlen beginnt, und mancherley Linien und Figuren, nicht blos in die Haut, selbst tief in das Fleisch gräbt. Erpreßt der unsägliche Schmerz dem armen Mädchen einen Laut, so fliegen Vorwürfe: „Töchterchen, du bist weich, wie Baumwolle, sagt die Alte, zarthäutig, wie ein Kaninchen, schäme dich." — Kömmt noch ein Seufzer, herzlicher als der vorige; so erfolgen Schmähreden: „Du bist der Auswurf und die Schande unserer Nation! Wie kannst du bey dem leichten Kitzel wimmern?" — Kömmt ein dritter, so rückt die Alte mit ihrem kräftigsten Beruhigungsgrunde hervor: „Keinen Mann wirst du bekommen! sagt sie: Keiner unserer jungen Helden wird dich, weiche Pflaumfeder, seiner Liebe würdigen!" — Dies wirkt, und nun kann ihr die Alte ganze Landkarten auf das Gesicht zeichnen, kein Seufzer, kein Laut wird mehr gehört; der heftigste Schmerz verbissen; das Mädchen lacht und schäkert, und bittet die Alte, niemanden zu sagen, daß sie gewimmert habe.

Durch diese Operation ist denn das Mädchen, das vorher so schön war, in das abscheulichste Gesicht verwandelt.

Aber die Abiponer haben noch mehr Moden, wodurch sie die Natur verbessern. Daß man sich durch die Ohren Löcher bohren läßt, ist etwas ganz gewöhn-

wöhnliches in Europa; aber statt Ohrengehenke, Lippengehenke zu tragen, diese Erfindung war den rohen Wilden in Südamerika aufbehalten. Vorzeiten pflegten sich die Abiponer mit einem glühenden Eisen, oder mit einem spitzigen Schilfrohr die untere Lippe zu durchstechen, und kleine Röhrchen von Bein, Glas, Gummi oder Messing (welches sie von den Spaniern erhielten), darin zu befestigen; jetzt aber machen nur noch diejenigen diese Mode mit, die wild in den Wäldern leben; die übrigen, die theils zum Christenthum wirklich bekehrt, theils mit den Spaniern, hauptsächlich mit den Jesuiten umgegangen sind, haben sie abgelegt. Aber ihre wildern Brüder halten sich nie für schöner, als wenn ihnen ein Röhrchen von Messing eine Spanne lang und so dick wie ein Federkiel, von der Unterlippe bis auf die Brust herabhängt. Dazu denke man sich eine große mannhafte Figur, die ihren ganzen Körper mit allerley Farben, und die Haare blutroth angestrichen, Hals, Arme, Kniee und Waden mit glänzenden und klimpernden Glaskügelschnüren behängt, eine lange Tobackspfeife im Munde, und einen großen Geierflügel am linken Ohre hat: Diese Figur sehe man vor ihrer Hütte mit der ernsthaftesten Grandezza auf- und abschreiten, und enthalte sich des Lachens!

Die Wilden bringen diesen Lippenputz nicht alle auf einerley Weise an. Die Caraiben z. B. durchstechen sich die Lippe nicht, sondern schneiden

sie

sie der Länge nach auf, so daß sie, wenn die Wunde geheilt ist, drey Lippen zu haben scheinen. Andere fügen diesem Schnitte noch drey Queerschnitte hinzu, und noch andere zerren sich unaufhörlich an der Lippe, so daß sie nach und nach wie rohes Fleisch herunter hängt, und die unterste Reihe der Zähne scheußlich entblößt.

Die Art, wie sie ihre Ohren schmücken, ist nicht minder abentheuerlich, nur bey den verschiedenen Nationen verschieden. Den abiponischen Mädchen und Knaben werden schon in der frühesten Jugend die Ohren durchstochen. Die jungen Männer tragen keinen Schmuck darin, aber die Alten pflegen zuweilen Stücke von Ochsenhorn, Holz, Bein, und wollene Faden durch dieselben zu stecken. Unter den verheyratheten Weibern findet man selten eine ohne Ohrenschmuck, den sie auf folgende Weise verfertigen: Sie nehmen ein langes, zwey Finger breites Palmblatt, winden es über einander zu einer Rolle, treiben es in das durchstochne Ohr, immer weiter und weiter, bis das Loch nach und nach so weit wird, daß es die ganze Rolle des Palmblattes genau einschließt. Diese treibt durch ihre Federkraft die Oefnung des Ohrläppchens immer weiter auseinander, und dehnt es endlich zu einer unglaublichen Größe aus. Je größer dann das Palmblatt ist, welches die Schöne in ihrem Ohre tragen

gen kann, desto vornehmer und reizender dünkt sie sich.

Es ist ein Wunder, daß die Abiponer, da sie mit ihren Augenbraunen, mit ihren Haaren, Backen und Kinn so unbarmherzig haussen, ihre Nase so ganz unangefochten in ihrer natürlichen Gestalt lassen können. Ihre Landsleute, die Mexikaner, Brasilier und andere, durchboren sie und tragen Hölzchen, oder glänzende Steine darin, wie in grauen Zeiten die furchtbaren Parther, die sich das Gesicht und viele andere Theile des Körpers durchlöcherten, und die Oefnungen mit kleinen Steinen und kostbaren Körnchen auslegten, so daß sie den Anblick einer lebendigen Mosaik gaben. Diese Mode ist doch bis zu den Abiponern noch nicht vorgedrungen.

Uebrigens ist der Körperbau der Abiponer fast unverwüstlich. Sie haben breite Schultern, nervigte markvolle Glieder, einen schlanken aber festen Bau, und können alle Abwechselungen der Witterung ohne Schaden über sich ergehen lassen. Fette Menschen mit dicken Bäuchen findet man unter ihnen nicht, weil sie nie stille sitzen, sondern vom Morgen bis zum Abend immer fortreiten, jagen, laufen und sich bald zur Lust bald im Ernste weidlich zerbalgen. Die meisten Krankheiten, die in Europa so geläufig sind, kennen sie nicht. Den ganzen Tag liegen sie in bloßem Kopfe an der Sonne; und niemand klagt über Kopfschmerz; sie trinken,

wenn

wenn sie sich in unabsehliche Wüsten verlieren, aus der ersten Pfütze, saures, kothiges, faules, bitteres Wasser; sie pfropfen ihren Magen fast stündlich mit harten, halbgebratenen Rind-Hirsch- oder Tiegerfleisch, mit Straußeneyern und halbreifen Baumfrüchten, übermäßig voll, und wissen von keiner Unverdaulichkeit oder Verstopfung; sie schwimmen in Regen und Kälte über die breitesten Flüsse, und wissen nichts von Krämpfen; sie reisen oft mehrere Wochen auf harten von dickem Leder verfertigten Sätteln, und reiten sich nicht wund; sie schlafen mitten im Regen auf der platten durchnäßten Erde und wissen nichts von Kolik. Stechen sie sich einen Dorn in die Fußsohlen so tief hinein, daß sie ihn weder mit den Händen noch mit andern Instrumenten herausbringen können: so schneiden sie sich mit lachendem Muthe das Stück Fleisch heraus, worin er steckt; fühlen sie sich von Arbeit und Sonnenhitze entkräftet, so rufen sie: Mein Blut ist zornig worden! und stechen sich dabey mit dem Messer ein Loch in die Wade, lassen das Blut eine Zeitlang rinnen, und legen am Ende eine Erdscholle auf den Schnitt, um es zu stillen. Dann rufen sie freudig: La, vioamkata! Nun ist mir wieder wohl!

Ueberhaupt suchen sie eine große Ehre darin, ihren Körper zu zerfleischen. Aus dieser lächerlichen Eitelkeit zerstechen sie sich bey ihren Trinkgelagen

gelagen mit einem Bündel Dörner, Brust, Arme und Zunge, und prickeln sich das — was ich mich zu sagen schäme — mit unsäglicher Härte und unter großem Blutverlust. Sie wetteifern in dieser Uebung, damit man sie für Verächter des Schmerzens halten soll. Schon sieben- bis zehnjährige Knaben ahmen darin den Erwachsenen nach, wüthen mit Dörnern in ihren Aermchen, und freuen sich, wenn sie den Alten ihre Wunden zeigen können. Diese drücken dann die rüstigen Knaben an ihre eherne Brust, weinen vor Freude, und prophezeihen der Nation aus dem jungen Anfluge große Krieger.

Oft kommen sie mit Wunden bedeckt von ihren Streifzügen zurück, und in wenig Tagen sind sie wieder hergestellt. Die einzigen Krankheiten die ihren festen Bau überwinden, sind die Blattern und Masern. Auch bis unter sie hat sich diese Epidemie verbreitet, und sie rafft oft hunderte von ihnen dahin. Doch haben sie solche wegen ihrer unverdorbenen Säfte weit weniger zu fürchten, als ihre weichlichern Nachbarn. Merkwürdig ist es, daß eine Flintenkugel selten einen Abiponer tödtet, und ein abiponischer Cacique ward einmal von einer solchen gerade vor die Stirne getroffen, ohne weitere Gefahr.

Selbst im höchsten Alter behalten sie unglaubliche Kräfte. Man würde seinen Augen nicht trauen, wenn man beynahe hundertjährige Greise

mit der Leichtigkeit eines jungen Mannes ohne Steigbügel mit einem Schwung sich auf die stärksten und wildesten Pferde werfen; hohe Bäume hinanklettern; in Kälte und Regen, Tag und Nacht fortreisen; auf harter Erde übernachten, und ihre Brust den feindlichen Lanzen und Pfeilen entgegenstellen sähe. Stirbt einer im achtzigsten Jahre, so bedauert man ihn, als ob er in der Blüthe seiner Jahre dahin gerafft worden wäre. Die Weiber überleben meistens die Männer, weil sie nicht mit in den Krieg ziehen, und auch ordentlicher und mässiger leben. Hundertjährige Mütterchen finden sich unter den Abiponern in großer Menge.

Diese feste Gesundheit und lange Lebensdauer, haben sie theils ihren Eltern, theils sich selbst zu danken: Kränkliche Eltern zeugen gewöhnlich ungesunde Kinder, und das ungesunde Kind wird selten ein dauerhafter Mann. Die abiponischen Jünglinge (o, glückliches Volk!) kennen den Genuß der Wollust nicht; schwächen sich nicht ihres feurigen Temperaments ungeachtet, durch Ausschweifungen. Sie schwatzen, spielen und scherzen mit einander; aber sie bleiben immer in den Grenzen der Schaamhaftigkeit. Hr. D. betheuert bey dem Namen eines aufrichtigen Schriftstellers, und das ist er ohne Widerrede, daß er binnen der sieben Jahre, die er bey den Abiponern zugebracht hat, nicht das geringste gesehen und gehört

habe,

habe, was man unzüchtig nennen könnte. Ein natürlicher Trieb scheint den Knaben und Mädchen einen unüberwindlichen Abscheu gegen alles einzuflößen, was die Ehrbarkeit beleidigt. Man wird kein Mädchen weder heimlich noch öffentlich mit einem jungen Menschen schwatzen, noch auf dem Platze müßig sehen. Sie suchen ihren Zeitvertreib darin, daß sie ihren Müttern bey ihrer Arbeit im Hause helfen; und die Knaben finden ihr Vergnügen an den Pferden und an allerley kriegerischen Uebungen.

Durch dergleichen ununterbrochene Beschäftigungen wird der frühe Ausbruch des Naturtriebes gehindert. Kein Abiponer denkt eher an Heyrath, bis er tief in den Zwanzigen ist; kein Mädchen vor den Zwanzigen. Tacitus gibt eben diesen Umstand als Ursach der Dauerhaftigkeit, Stärke und des langen Lebens der alten Deutschen an. „Die am längsten unverheyrathet bleiben (sagt auch Cäsar) stehn bey ihnen (den Deutschen) in hohen Ehren. Das giebt Kräfte, sagen sie, das macht die Brust ehern, und die Schenkel stammhaft!"

Also auch bey den Abiponern. Bey ihnen kömmt noch der Umstand hinzu, daß die Mütter ihre Kinder selbst säugen, oft bis ins dritte Jahr säugen, und ihnen doch dabey früh reellere Speisen bieten. Auch ihre Erziehung ist hart und nervenstärkend. Die neugebornen Kinder baden

sie in dem ersten dem besten Fluß; wenn sie etwas stärker werden, wickeln sie solche in alte Lumpen, oder Fischotterfelle, und lassen sie schlafen, wo sie können; wenn die Mutter verreist, welches immer zu Pferde geschieht, so wirft sie den Jungen in einen harten Sack von Wildschweinshaut mitten unter ihre kleinen Hunde, und unter das Haus- und Küchengeräthe, und läßt den Sack vom Sattel herabhangen. Oft nimmt der Vater den Säugling von der Brust der Mutter, setzt ihn aufs Pferd und schluchst vor Freuden, daß sein Söhnchen schon reiten kann. Wenn sich die Mutter badet, drückt sie ihr Kind mit der einen Hand an die Brust und rudert mit der andern über breite Flüsse. Sobald die Kinder eine gewisse Größe erreicht haben, werden sie in den Fluß geworfen, damit sie schwimmen und gehen zugleich lernen. Knäbchen, die kaum der Brust entwöhnt sind, gehen mit kleinen Bogen und Pfeilen umher, und jagen Fliegen, Vögel und andere kleine Thiere. Die etwas mehr erwachsen sind, schießen nach dem Ziele und reiten schaarenweise in die Wette.

Alles dies trägt zur Abhärtung und zum Wachsthume der Kinder sehr viel bey. Dazu kömmt noch, daß sie von engen pressenden Kleidungsstücken keinen Begriff haben. Sie bedecken ihren Körper ohne ihn zu drücken und zu beschweren. Ein wollener Mantel bedeckt ihren Leib und

hängt

hängt bis an die Knöchel herab; wird die Witterung kühler, so vertauschen sie ihn, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, mit einem andern, der aus Otterfellen zusammengesetzt ist.

Die Abiponer sind nie unthätig. Wenn sie nicht reiten, jagen oder schwimmen; so streifen sie herum, um ihre Feinde aufzusuchen. Gehen ihnen diese aus dem Wege, und müssen sie durchaus Friede haben, so verfertigen sie sich Lanzen, Bogen, Köcher und Pfeile; reiten um die Wette und werfen nach dem Ziele. Ihre Weiber sind zwar von allen diesen Spielen ausgeschlossen; aber ihre mannigfaltigen Beschäftigungen in der Hauswirthschaft erlauben ihnen auch nicht, die Hände in den Schooß zu legen. Dieses giebt ihnen männliche Stärke, und sie bringen Kinder hervor, die man bey uns für Riesenkinder halten würde.

Was Tacitus von unsern Vorfahren sagt; „sie nähren sich mit einfachen Speisen, wildem Obst, frischen Wildpret und saurer Milch, die ohne Zurichtung und Künsteley den Hunger stillen“ — paßt vollkommen auf die Abiponer. Denn ihre Nahrung besteht meistens in gebratenem, seltener in gesottenen Wildpret oder Rindfleisch, wie sie es bey der Hand haben. Können sie auf dem Lande nichts erjagen, so springen sie ins Wasser und machen auf Fische, Fischottern und Wasserschweine Jagd. Ist ihnen das Wasser nicht ergiebig genug, so setzen sie die

Luft in Kontribution und schießen Vögel. Reichen auch diese nicht zu, so durchstreifen sie die Wälder nach Honig und Baumfrüchten. Können sie diese nicht haben, so holen sie Wurzeln aus der Erde oder aus dem Wasser. Alles ist ihrem gesunden Appetite willkommen. Aber wenn sie ihren Gaumen recht kitzeln wollen, so essen sie Tiegerfleisch, obgleich es schon an sich äusserst eckelhaft riecht. Wer einen Tieger erlegt, zerstückt ihn in lauter kleine Portionen, und vertheilt sie an seine Gefährten, damit ja Alle von diesem herrlichen Gerichte zu kosten bekommen. Sie bereiten es ohne Würze und Künsteley zu. Vor Essig haben sie einen großen Abscheu, aber Salz lecken sie mit großem Appetit. Letzteres ist aber nicht immer bey der Hand, darum müssen sie die meiste Zeit ihre Speisen ungesalzen essen.

Mäßig kann man übrigens die Abiponer nicht nennen. Sie essen und trinken, wenn wo und so oft sie Appetit haben, und dieser verläßt sie nie. Wenn sie aufstehen und zu essen finden, so machen sie Mittag; je mehr sie essen, scheint es, desto eher werden sie wieder hungrig. Der Appetit ist ihnen das untrüglichste Zeichen von Gesundheit und Krankheit. Wenn jemand einen angebotenen Bissen ausschlägt, sogleich erklären ihn alle Umstehenden für krank. La Oachin! Chic Rquenne! Er ißt nicht mehr! Er ist schon krank!"

krank!" rufen sie einmüthig und jammern und erwarten seine baldige Auflösung.

Aber so gern sie essen, so gut können sie auch fasten. Zuweilen machen sie Reisen von mehreren Monaten, ohne Proviant mitzunehmen. Nun trift es sich zuweilen, daß sie unterwegs weder Jagd, noch Wälder, noch Flüsse finden, oder daß sie von ihren Feinden heftig verfolgt werden, und nicht Zeit haben, sich Lebensmittel zu suchen; aber das schlägt sie nicht nieder, sie bleiben munter und frölich und lassen sich nichts anfechten. Finden sie dann aber frische Nahrung, so würde man vor Verwunderung erstarren, wenn man sie zulangen, und einladen sehen sollte.

Ihren Durst löschen sie nie mit Quellwasser, weil es daran fehlt; aber sie sehnen sich auch nicht darnach, weil ihnen das laulichte Wasser aus Flüssen und stehenden Seen eben diesen Dienst thut. Wein und Brantwein lernen sie nicht kennen. Wollen sie sich aber einmal eine ausserordentliche Güte thun, so brauen sie sich aus Honig, Johannisbrod und Wasser einen Trank, der so gut rauscht, als Wein, und trinken so lange, bis sie nicht mehr sitzen und gehen können. So feyern sie die Geburt eines vornehmen Kindes und so den Tod ihrer Anverwandten.

Der Honig, welchen die Abiponer so häufig essen, hat auch wahrscheinlich einen grossen Einfluß auf ihre Gesundheit; nicht minder das Jo-

hannisbrod *) welches sie häufig trocken essen, oder mit Wasser vermischt, abgähren lassen und trinken. Dazu leben sie immer unter freyem Himmel, oder in Hütten, durch welche die Luft ungehindert streichen kann; sie haben weder Doktoren noch Chirurgen; wenigstens solche nicht, die dem Kranken Arzneyen eingeben; sie leben beständig ohne Sorgen und Bekümmernisse; vergessen das Vergangene bald, und sehen über das Gegenwärtige leicht hinweg; drohen feindliche Ueberfälle, so fliehen sie, ohne sie ängstlich zu erwarten; die Einrichtung ihrer Wirthschaft bekümmert sie nicht; sie haben keine Priester, die ihnen das Gewissen enge machten; und kein Mädchen macht so starken Eindruck auf ihr festes Herz, daß sie, wie wohl zuweilen junge Europäer, den Verstand darüber verlören. Zu allen diesen Umständen lege man den gesunden Himmelsstrich, den sie bewohnen, und es wird kein Zweifel an dem übrig bleiben, was wir oben von ihrer Stärke und Unverwüstlichkeit gesagt haben.

Herr D. hatte ehedem den Satz: „daß auch den wildesten Völkern Begriffe von einem höchsten Wesen ins Herz gepflanzt seyen" aus allen Kräften und in allen Formen vertheidigt; aber wie erstaunte er, als er zu den Abiponern kam und in ihrer ziemlich reichhaltigen Sprache kein Wort fand, welches Gott, oder ein höchstes Wesen, auf was immer für eine Art, bedeu-

*) Siliqua graeca.

deutete! — Er mußte beym Unterricht der Religion das Wort Dios aus der Spanischen Sprache für sie entlehnen.

Einmal reißte er mit vierzehn Abiponern an dem hohen Ufer des Rio de la Plata. Abends sezte er sich, mit ihnen unter freyem Himmel um ein Feuer herum. Der Himmel war heiter, und die Sterne funkelten. Herr D. wandte sich an den Caciquen, der unter seiner Reisegesellschaft war, und sich sonst schon als ein vernünftiger Mann gezeigt hatte, und sagte zu ihm: Siehst du jene Herrlichkeit des Himmels? Wie alles leuchtet und funkelt! Kannst du wohl glauben, daß das alles von selbst, oder von ungefähr entstanden sey? Du weißt, daß ein Wagen umfällt, wenn niemand da ist, der die Ochsen regiert; du weißt, daß ein Kahn ohne Steuermann nie an den verlangten Ort kömmt! Meynst du also nicht, daß auch dies, was dort über unsern Häuptern schwebt, einen ähnlichen Regierer haben müsse? Was sagst du? Was sagten deine Väter dazu? Pay! erwiederte der Cacique: mein Vater und ich, wir sahen uns nur immer auf der Erde um, und bekümmerten uns bloß um Gras und Wasser für unsere Pferde!

Ueberhaupt sind die Abiponer keine großen Denker. Wenn ihnen etwas unbegreiflich vorkömmt,

 so

so schließen sie ihre Untersuchung darüber gewöhnlich mit den Worten: Orqueenam! Was wird es denn wohl seyn? und nun bekümmern sie sich nicht weiter darum. Doch hören sie gern zu, wenn ihnen unbegreifliche Dinge erzählt werden, und sie sind auch williger, einen höchsten Oberherrn zu erkennen, als andre Wilde. Einmal wurden einige Familien von einer andern Nation in eine Kolonie zusammengezogen, um zum Christenthum bekehrt zu werden; sie hielten einige Tage aus, aber bald zogen sie sich in ihre Wälder zurück. Als sie ihr Lehrer um die Ursach dieser Entweichung fragte, antworteten sie offenherzig: „Wir mögen keinen Gott, der alles hört und sieht! Wenn wir nun einmal unsern Nachbarn Pferde wegtreiben wollen, und sie merken es, so sagen sie's ihnen, und dann bewachen sie ihre Pferde." — Ein anderer Indianer gab einem Pater eine herzhafte Maulschelle und sagte: „Das nimm, weil du mir den Kopf verrükt hast!"

Wie viel Maulschellen wären oft noch in Europa aus diesem Grunde auszutheilen!

Dessen ungeachtet versichert Hr. D., daß es doch der Geduld und dem Eifer der Missionaren oft gelinge, diesen sinnlichen Menschen bessere Begriffe beyzubringen. Er hat Wilde gekannt, die in Wäldern gebohren, in Aberglauben, Mord, Raub und Plünderung erzogen waren, und dennoch,

noch, nachdem sie einige Zeit unter seiner und seiner Amtsgenossen Aufsicht in den Kolonien gelebt hatten, das Gesez trotz alten Christen begriffen und befolgten. „Dies ist auch nicht unbegreiflich! sezt er naiv hinzu — Was für Künste lernen nicht Elefanten, Hunde und Pferde, wenn sie anders geschickt abgerichtet werden!" — Dies scheint wirklich das beste Wort zu seyn, das man von der Arbeit der Missionare gebrauchen kann!

Wenn Hr. D. sagt, daß die Abiponer nichts von einem höchsten Wesen wüßten, so meint er wahrscheinlich: sie verehrten kein Wesen, in dem Verstande, wie wir eins verehren, nämlich nicht als Beherrscher, als Schöpfer, als Regierer der Welt. Denn kurz darauf sagt er, sie erweisen einem Wesen (das er sehr voreilig den Teufel nennt) eine gewisse Ehrerbietung. Sie legen demselben den Namen Großvater bey, und halten das Siebengestirn für sein Bild. Sie sagen von ihm: er sey ihr und der Spanier Großvater, doch mit dem Unterschiede, daß er den leztern prächtige Kleider, Gold und Silber, ihnen aber großen Muth und männliche Unerschrockenheit gegeben habe. Wenn das Siebengestirn nicht sichtbar ist, so sind sie ihres guten Großvaters wegen in Sorgen, und denken, er ist krank; erscheint es aber wieder, so bewillkommen sie ihn unter lautem Freudengeschrey und rufen: Quemen

men naachic latene! Ta yegam! Laya mini! O, willkommen! Bist du wieder da? So bist du also glücklich wieder gesund worden!

Wie kann Hr. D. sagen, sie verehrten den Teufel? Wie kann er den guten Großvater so nennen? Gerade die seligste Eigenschaft des höchsten Wesens, seine Güte, verehren sie unter dem süßen Namen Großvater! Kann man sich etwas Herzlicheres denken, als das: Willkommen! O bist du wieder da? Bist du glücklich wieder gesund geworden? — Die kindliche Freude ist in diesen Worten so sichtbar, daß nur eine störrige, an äussern Formen und Namen klebende Schulgerechtheit ungerührt dabey bleiben kann.

Eben so hart, wie Hr. D. von ihrem Großvater spricht, behandelt er auch ihre Priester und Priesterinnen (wir wollen sie einmal so nennen) die er mit dem Namen Hexen, Schwarzkünstler, Höllenbrut belegt. Die Abiponer nennen sie Keebet, wie ihren Großvater, weil sie glauben, daß er sie eingesetzt und mit gewissen Wunderkräften ausgerüstet habe. Sie trauen ihnen zu, daß sie alles wüßten und vermögten; daß sie ihnen Krankheiten und Tod verursachen; daß sie in die Zukunft sehen; Gewitter, Regen und Hagel erwecken; die Seelen der Verstorbenen hervorrufen, und sich, in was sie wolten, verwandeln könnten.

Bey dieser Meynung von ihnen wird man leicht glauben, daß sie auch ein großes Gewicht bey ihrem Volke haben, und daß sie alle Mittel anwenden werden, dasselbe zu erhalten und zu vergrößern. Wenn ihnen z. B. ein Wilder heimlich die Nachricht bringt, daß Feinde im Anzuge sind, so verkündigen sie es dem Volke, als wenn es ihnen der Großvater kund gethan hätte; oft sprengen sie auch aus, es näherten sich Feinde, und wenn diese nicht erscheinen, so sagen sie, der Großvater habe sie zurückgetrieben — lauter Künste, die mit gehörigen Modifikationen, in der Christenheit noch vor wenig Zeit öffentlich, und vielleicht jetzt noch hie und da in der Stille getrieben, und von Leuten getrieben werden, die es hoch aufnehmen würden, wenn man sie Zauberer oder Höllenbrut nennen wollte.

Und nun ein Beyspiel, wie ähnlich das Benehmen der Abiponischen Priester bey Feststellung ihrer Herrschaft über die Gemüther, dem Benehmen aller Priester des Alterthums und der neuern Zeiten ist:

Wenn die Abiponer einen Raub begangen haben, und die Rache der Geplünderten fürchten, so geben sie den Priesterinnen Auftrag: sich bey dem Großvater zu erkundigen, wie sie sich bey der drohenden Gefahr verhalten sollen. Nun versammlet sich in der kommenden Nacht eine große Schaar Priesterinnen unter einem weiten

ten Zelte. Ihre Vorsteherin (Oberpriesterin) die wegen ihrer Runzeln und grauen Haare unter allen die angesehenste ist, schlägt abwechselnd zwey Trommeln, und singt mit einer rauhen Stimme gewisse Verse dazu. Unterdessen stehen die übrigen mit fliegenden Haaren und entblößter Brust umher, schütteln mit Kürbisklappern, singen und hüpfen und arbeiten mit den Armen gewaltsam um sich. Andere trommeln auf Töpfen, die mit einem Rehhäutchen überspannt sind, singen und tanzen, und treiben dies Wesen die ganze Nacht hindurch. Mit Tagesanbruch läuft alles zu dem Zelte der Priesterinnen; jeder bringt ein Geschenk mit; jeder fragt mit der äussersten Neubegierde: was doch wohl der Großvater gesagt habe? Die Antworten, welche sie darauf erhalten, sind meistens so zweydeutig und auf Schrauben gestellt, daß die Priesterinnen immer Recht behalten, es mag erfolgen, was nur will. Zuweilen wird auch der Großvater in mehreren Hütten zugleich gefragt. Versichert nun die eine Parthey, daß der Feind kommen werde, so endigt sich diese Verschiedenheit der Meinungen mehrentheils mit einem blutigen Zanke. Von Worten kömmt es zu Schlägen, und der Streit wird nicht selten mit Fäusten und Zähnen ausgemacht.

Welche Aehnlichkeiten!

Wenn

Wenn die Abiponer eine Sache recht genau vorher wissen wollen, so bitten sie auch wohl einen ihrer Priester, die Seele eines Verstorbenen zu citiren. Alles läuft zu seiner Hütte, während er hinter einer Ochsenhaut verborgen steckt, und das Beschwörungsgeschäft beginnt. Wenn er eine Weile bald weinerlich, bald stark, bald schwach gebrummt hat, versichert er, daß sich die Seele des Verstorbenen zeige. Er befragt sie um das, was er wissen will, und antwortet sich selbst mit veränderter Stimme. Keiner von den Umstehenden zweifelt an der Gegenwart des Schattens und an der Wahrheit seiner Prophezeyhung.

Hieraus wird klar, daß sie eine Unsterblichkeit der Seele und eine größere Vollkommenheit derselben nach dem Tode glauben. Daß sie aber weitere Aussichten damit verbinden solten, ist nicht wahrscheinlich. Hr. D. erwähnt auch nichts davon.

Durch dergleichen Künste haben sich diese Priester die unumschränkteste Ehrfurcht bey ihrer Nation erworben, die ihnen auch noch nach dem Tode erwiesen wird. Ihre Gebeine und was sie sonst zurück lassen, tragen die Abiponer auf ihren Zügen mit sich und verwahren sie, wie die Katholiken die Gebeine ihrer Heiligen. Sie gehen nie auf die Jagd oder in den Krieg, ohne einen Priester mitzunehmen, weil sie glauben, daß er ihnen die beste Anweisung geben könne. Wollen

sie

sie ein Treffen wagen, so verwünscht der Priester unter allerley Pantomimen die Feinde. Dafür hat er den größten Antheil an der Beute. „Auch habe ich bemerkt, sagt Hr. D., daß diese Schälke immer die besten Pferde und das beste Hausgeräthe hatten!" — Sehr natürlich! — Sie erpressen von dem leichtgläubigen Volke alles, was sie haben wollen, und niemand untersteht sich, ihnen etwas abzuschlagen. Man hält es durchgängig für großes Unrecht ihnen zu widersprechen. Ist ein Priester wider einen Abiponer aufgebracht, so läßt er ihn zu sich rufen, und der kriegerische, unerschrockne Mann kömmt demüthig und zitternd herzu. Anfangs macht ihn jener Vorwürfe, und darauf verurtheilt er ihn im Namen des Großvaters zu einer Strafe, die er dann mit eigner Hand an ihm vollzieht, ohne daß der Gezüchtigte eine andre Empfindung als tiefe Reue dabey blicken ließe; ja, er hält es für eine Wohlthat, daß ihn der Zuchtmeister mit dem Leben entkommen läßt.

Bey diesem Einflusse, den die Priester haben, hätte es Hrn. D. nicht so sehr befremden sollen, daß niemand von ihnen Lust bezeigte, die christliche Religion anzunehmen, und daß sie auch ihr Volk davon abhielten. „So lange diese — (Schurken sagt Herr Pater D.) bey einer wilden Nation nicht in Mißkredit kommen,

so

so lange ist an ihr alle Mühe und Arbeit verloren."

Da diese Priester bey den Abiponern nicht bloß die Rolle der Propheten, sondern auch der Aerzte spielen, so wird die Ergebenheit der erstern gegen sie dadurch desto eifriger, und vermöge derselben können sie ihnen aufbinden, was sie nur wollen. So bereden sie dieselbe: daß ihr Leben und Tod allein von den europäischen Priestern abhinge, und daß keiner von ihnen umkommen könne, wenn es nicht Priester und Spanier in Amerika gäbe. Diesen Grundsatz nutzen sie, theils um die Nation auf die Spanier und Missionare zu erbittern; theils um zuweilen einem andern Priester, der es an Ansehn und Einfluß weiter gebracht hat, als die übrigen, vom Leben zu helfen. Wenn ein Abiponer stirbt, so sagt die neidische Parthey zu seinen Anverwandten: der oder der Priester ist Schuld an seinem Tode, ihr müßt euch rächen! Diese Aufmunterung aus dem Munde eines ehrwürdigen Priesters, spornt sie zur Rache an, und der andre ist unwiederbringlich verloren. Alles, wie in der alten Welt!

Der vornehmste Priester, welchen Hr. D. zu seiner Zeit unter den Abiponern gekannt hat hieß Parinkaikin. Er war sehr weiß von Gesichtsfarbe, und ausserordentlich sittsam und höflich. Er trug meistens etliche Schnüre schwarzer Baumharzkügelchen um den Hals. Allen andern

Schmuck, womit sich die übrigen Priester zierten, verschmähete er, und dafür kam man ihm mit ausgezeichneter Achtung entgegen.

Soviel von der Religion der Abiponer. Es ist nur wenig, aber Hr. D. kann selbst nichts weiter davon sagen. Nun ihre bürgerliche Verfassung.

Die ganze Nation ist in 3 Stämme abgetheilt: in Riikahe, die sich auf freyem offnen Felde aufhalten; in Nakaigetergehn, die in Schlupfwinkeln und Wäldern leben und in Jaaukaniga, die ehedem eine besondere Nation ausmachten, nachher aber von den Spaniern bis auf wenige Familien, die sich mit den Abiponern vermischten, aufgerieben wurden. Diese 3 Stämme haben einerley Lebensart und Sitten, und auch, wenige Wörter ausgenommen, einerley Sprache; aber sie leben nicht sehr vertragsam, weil sie leicht zu beleidigen sind, und oft herrschen einige Jahre hindurch blutige Brüderkriege unter ihnen. Wollen sie aber etwas wider die Spanier, deren bitterste Feinde sie sind, unternehmen, so stehen sie alle Einen Mann, und fechten mit einer beyspiellosen Eintracht und mit unwandelbarer Treue.

Die ganze Nation besteht nur aus 5000 Köpfen, und hat sich, so lange Hr. D. sie kannte, nicht über diese Anzahl vermehrt. Ursachen davon sind: die innern und äussern Kriege und Streifereyen, Blattern, Masern und nicht selten

Grausamkeit der Mütter. Es ist die Gewohnheit der letztern, ihre Kinder bis in das dritte Jahr zu säugen, während welcher Zeit sie nichts mit den Männern zu thun haben. Letztere werden darüber des Wartens müde, und sehen sich nach einer andern Frau um. Damit sie nun nicht ihre Männer einbüßen, tödten die Mütter ihre Kinder oft nach der Geburt, oder suchen die Frucht wohl gar schon in Mutterleibe zu zerstören. Dieses Schicksal trift die Knaben öfter, als die Mädchen, welche die Mütter nicht aus besonderer Liebe, sondern aus Eigennutz verschonen. Denn ihrem erwachsenen Sohne müßten sie ein Weib kaufen, statt daß die Tochter, wenn sie heyrathsfähig ist, von ihnen verkauft werden muß.

Deßhalb besteht der größte Theil der Nation aus Weibern, und bey Hundert Männern sieht man oft ein ganzes langes Gefolge von Weibern, wovon ein großer Theil hundert Jahre und drüber zählt.

Von einem Regenten, der über die Nation zu gebieten hätte, wissen die Abiponer nichts. Sie theilen sich in gewisse Haufen, deren jedem ein Cacique, abiponisch Nelareyrat genannt, vorsteht, den sie aber weder als ihren Herrn achten, noch ihm sonst durch Abgaben oder Dienste ihre Unterwürfigkeit bezeigen. Sie erkennen ihn nicht für ihren Richter; lassen sich auch nicht von ihm bestrafen. Wenn er sich unterfangen wollte,

ihnen wegen irgend einer schändlichen That Vorwürfe zu machen; so würde er bey dem nächsten Trinkgelage seine Unvorsichtigkeit theuer büßen müssen. Faustschläge und Rippenstöße würden ihn in seine Hütte begleiten.

Bey Kriegszügen gehorchen sie ihm zwar, aber gerade so, wie die alten Deutschen ihren Fürsten gehorchten: als gutem Rathgeber nicht als Herrn. Sobald das Gerücht läuft, daß der Feind im Anzuge ist, muß der Cacique für die Sicherheit seiner Krieger sorgen: den Waffenvorrath vermehren, die Pferde an einen sichern Ort schaffen; Wächter und Kundschafter aussenden, und sich bey seinen Nachbarn um Hülfe bewerben. Er führt die Schlachtordnung an, reitet voraus, und sie unterstützen ihn so lange als es gut geht; fürchten sie aber, übermannt zu werden, so machen sie links um ohne sich um ihren Anführer zu bekümmern, ohne sich von ihm zurück rufen zu lassen.

Sie haben so viel Liebe zu einem freyen, herumschweifenden Leben, daß sie durchaus an keinen Caciquen gebunden seyn wollen. Ohne seine Erlaubniß einzuhohlen, ohne seinen Unwillen zu fürchten, zieht jeder mit seiner Familie hin, wo es ihm gefällt, vertauscht den einen Caciquen mit dem andern, diesen mit dem dritten, und diesen wiederum mit dem ersten, ohne daß es Aufsehen macht.

Will ein Cacique recht viel Untergebene und die ganze Zuneigung derselben erhalten, so gelangt er zu diesem Zwecke nicht durch freundliche Mienen und Worte, durch Versicherung des Wohlwollens u. s. w. sondern er muß geben; Realität lieben die Wilden. Daher verlangen sie auch alles von ihm, was ihnen in den Sinn kömmt, weil sie fest überzeugt sind, daß er ihnen vermöge seines Amtes, alle Forderungen gewähren müsse. Thut er's nicht, so sagen sie ihm geradezu: er sey kein Cacique, er sey nicht von Adel, er sey ein verächtlicher Waldindianer. Die Caciquen, die sich aber lieber Kapitá, (Kapitain, welches Wort sie von den Spaniern haben) nennen lassen, unterscheiden sich im Aeussern durch nichts von den übrigen Abiponern, ausser daß sie die schlechtesten und abgenutztesten Kleider tragen. Denn wenn sich einer mit einem neuen, noch so schönen Kleide sehen liese, so würde ihm der erste, der ihm begegnete zurufen: Gib mir dis Kleid! Verweigert' er es ihm, so würde er mit Schmähreden überschüttet werden.

Wenn sie zuweilen zu Hrn. D. kamen um etwas von ihm zu haben, so streichelten sie ihm die Schulter und sagten mit einer sanften Stimme: Pay, du bist ein großer Kapitain! durch diese ehrenvolle Benennung wollten sie ihm zu verstehen geben, ein Kapitain dürfte niemanden etwas abschlagen. Hatte er nun die Sache

 nicht

nicht bey der Hand, die sie von ihm verlangten, so versicherte er zuerst: er sey kein Kapitain, um sie auf eine abschlägliche Antwort vorzubereiten. Aber sie hielten seine Entschuldigungen gewöhnlich für Ausflüchte und schrieen aus vollem Halse und mit Hohngelächter: Quemen Oahargek! Quemen Apalaik! O, was bist du für ein Lügner! Was bist du für ein Filz!

Diese Leichtigkeit, mit welcher sie fordern, austheilen, und Geschenke bekommen können, ist auch eine Ursach, weshalb sie so ganz ohne Besorgniß um Unterhalt fortleben. Sie säen nicht und ärnten nicht. Naturtrieb, Tradition, und eigene Erfahrung lehren sie, wo sie zu jeder Jahrszeit ihren Unterhalt finden können; wo eßbare Früchte und Wurzeln wachsen, wo das Wild steht; wo der ergiebigste Fischfang ist; wie und zu welcher Zeit man am bequemsten Früchte einsammlet, und Fische und Landthiere überrascht. Alles ist Allen gemein. Was im Wasser schwimmt, in der Luft fliegt, in den Wäldern und Feldern lebt und wächst, gehört dem ersten, dem es in die Hände fällt. Pfeile, Kolben, Lanzen und Pferde sind die einzigen Werkzeuge, womit sie sich Nahrung verschaffen. Da aber nicht alles, was sie brauchen, in jeder Gegend gedeihet, so ist es nöthig, daß sie aus einer in die andere ziehen. Es wird ihnen auch nicht schwer, einen Strich, den sie ganz ausfuragirt haben, mit einem andern

zu ersetzen, der ihnen alles im Ueberfluß darbietet: denn es wimmelt in den Feldern von Straußen, Rehen, Tiegern, Rebhühnern und andern eßbaren Thieren, die diesen Gegenden von Amerika eigen sind; an den Ufern der größern Flüsse schweifen Schaaren von Hirschen umher; in den Morästen wälzen sich wilde Schweine; in den Wäldern leben Elenthiere, Ameisenbäre, Affen und Papagayen haufenweise; in den Flüssen und Seen drängen sich Meerwölfe, Seehunde, Wasserschweine, Fischottern, Enten und Gänse, die Schildkröten ungerechnet, welche aber nur im höchsten Nothfalle gegessen werden. Und fehlt ihnen dies alles, so sind schon die verschiedenen Arten von Palmbäumen hinlänglich, um ihnen Speise, Trank, Arzeneyen, Wohnung, Kleider, Waffen und alles übrige, dessen sie sonst noch bedürfen, im Ueberfluß zu geben. Unter der Erde und im Wasser wachsen Wurzeln, womit sie wenigstens den Hunger stillen können, und das Johannisbrod ist ihnen Speise, Trank und stärkende Arzeney. So wohlthätig bewies sich die Natur gegen ein Volk, das von künstlichen Nahrungserwerb nichts weiß, und jezt in seinem goldenen Zeitalter zu leben scheint.

Wenn sie ihren Wohnsitz verändern, so sind sie oft genöthigt, weite und beschwerliche Reisen zu unternehmen, weil sie auf viele Meilen in die Runde alles abgeräumt haben. Aber dies fällt

weder den Männern noch Weibern hart, weil sie ihre dauerhaften und flüchtigen Pferde dazu haben, die den Tag über unglaubliche Strecken zurücklegen können, ohne zu ermüden. Ihre Equipage ist so simpel als dauerhaft. Ihr Zaum besteht aus zwey Riemen, die an dem Gebisse, welches aus vier neben einander gelegten Queerhölzchen in Gestalt eines Rostes gemacht ist, befestigt werden. Einige haben auch eiserne Gebisse, die sie von den Spaniern bekommen, oder geraubt haben, und worauf sie sich nicht wenig zu gute thun. Ihre Sättel sehen aus wie Saumsättel. Sie sind von Ochsenhaut gemacht und mit Binsen gefüttert. Steigbügel sind sehr selten bey ihnen. Die Männer springen von der rechten Seite aufs Pferd. Mit der rechten Hand halten sie den Zügel, mit der linken ihre ungeheure Lanze, und so schwingen sie sich mit beyden Füssen zugleich in die Höhe, worauf sie auf den Rücken des Pferdes herabfallen. Eben so schnell springen sie auch herunter. Sporen haben sie noch nicht; aber eine Art von Kantschuh, der aus vier dicken, über einander gelegten Streifen von Ochsenhaut besteht. Die Sättel der Weiber sind von den Sätteln der Männer durch nichts unterschieden, als durch — Putz; denn sie überziehen solche mit weißem Kuhleder. Sie sitzen auch wie die Männer mit ausgeschränkten Schenkeln zu Pferde, ohne sich (wie Herr D. in aller Unschuld hinzusetzt)

setzt), ohne sich Schaden zu thun. Doch schreibt er diesem Umstande die schweren Geburten, die bey ihnen so häufig sind, nicht ohne Grund zu. Ihre Art aufzusitzen ist anders wie bey den Männern, aber nicht minder seltsam. Sie schwingen sich auf der linken Seite des Pferdes auf dessen Hals bis zur Mitte des Leibes, schränken dann die Beine auseinander, und lassen sich so auf den Sattel hinab. „Auch sie reiten sich, so wenig als die Männer wund, (sagt Herr D.) wenn die Reise auch einige Tage dauert."

Wenn die Abiponer einen neuen Wohnsitz beziehen, so schaffen sie ihre Haabseligkeiten folgendergestalt fort: Die Frau nimmt, ausser dem Bogen und Köcher ihres Mannes, den ganzen Hausrath, Töpfe, Kürbisse, Kannen, Spinn- und Weber-Werkzeuge, mit auf ihr Pferd. Alles wird in große aus Schweinshäuten zusammengenähete Felleisen gepackt, die auf beyden Seiten von dem Sattel herabhangen. Kinder und kleine Hunde werden auch unter die Töpfe und Kannen einquartirt. Ueberdies hängt sie noch eine zusammengerollte Binsendecke mit zwey Stangen, zum ein Zelt davon aufzuschlagen, und eine harte Ochsenhaut, um damit statt Kahns über Flüsse zu setzen, an beyden Seiten des Sattels auf. Dazu kömmt eine zwey Ellen lange Stange, aus dem härtesten Holze, womit sie Wurzeln ausgraben,

dürre Blätter zur Feuerung von den Bäumen schlagen, und den Feinden, die sie etwa überfielen, das Gehirn zerschmettern können. Diese Last muß das Pferd einer Abiponerin tragen. Aber noch nicht genug! Auf einem und ebendemselben Pferde sieht man oft zwey bis drey Mädchen oder Weiber reiten. Nicht, als ob es ihnen an Pferden mangelte, sondern weil sie (sagt Herr D.) wie unsere europäischen Mädchen und Frauen, geschworne Feindinnen des Stillschweigens sind, und gern mit einander schäkern mögen.

Der lange Zug der Weiber ist hinten und vorne und an beyden Seiten von einer unendlichen Menge Hunde, wie von Trabanten, umgeben. Diese Thiere sind ihnen bey ihren Streifzügen und auf der Jagd sehr nützlich, und, darum ernähren sie ihrer eine ungeheure Anzahl. Es ist wunderbar, daß man hier von der fürchterlichen Wasserscheu der Hunde nichts weiß, obgleich sie beständig einer drückenden Hitze, und oft einem langen Wassermangel ausgesetzt sind. Wie sichtbar ist hier der Finger einer weisen Vorsicht! Da diese aber sehr selten, oder vielleicht nie zu Wundern ihre Zuflucht nimmt (denn ein Wunder ist es doch, wenn gleiche Ursachen, unter gleichen Umständen nicht gleiche Wirkungen hervorbringen,) so ist es sehr wahrscheinlich, daß in dem Bau und der ganzen Natur der dasigen Hunde einige

Verschiedenheit von den europäischen Hunden liegt. Diese Vermuthung erhält durch eine Bemerkung des Hrn. D. einen großen Grad von Gewißheit: denn er erzählt, daß die schwangern abiponischen Hündinnen eine sehr tiefe Grube, worin sie und ihre Jungen sicher liegen können, mit den Füßen auszugraben pflegen. Bey dieser Grube lassen sie einen sehr engen Eingang, welchen sie mit so vielen Krümmungen und Schlangengängen so künstlich anlegen, daß selbst bey dem größten Platzregen auch nicht ein Tropfen Wasser in ihre Höhle dringt. Wenn nun die Kunsttriebe der Thiere in einem Mechanismus ihres Baues liegen: so muß dieser nothwendig bey den abiponischen Hunden anders, und zwar analogisch zu schließen, vollkommener seyn, als bey den europäischen.

Wir gehen zu dem Abzuge der Abiponer zurück:

Sobald die Männer den Weibern ihr ganzes Gepäck übergeben haben, treten sie selbst die Reise an, bloß mit einer Lanze bewaffnet, um bey Gefechten oder auf der Jagd desto leichter zu seyn. Alles Wild, was ihnen unterwegs vorkömmt, suchen sie mit ihren Pferden zu ereilen und, mit der Lanze niederzuboren. Finden sie kein Wildpret, so zünden sie ein mit hohem und dürrem Grase bewachsenes Feld an. Sogleich springen die darin verborgenen Thiere hervor, und fallen ihnen in die Hände. Um Feuer zu machen, brauchen

chen die Abiponer weder Stahl noch Stein; ein paar Hölzchen, deren eins von hartem, das andere von weichem Holze ist, und die sie aneinander reiben, bis sie sich entzünden, thun ihnen diesen Dienst.

Wenn sie auf ihren Reisen Mittag machen, oder sich ein Nachtlager suchen, so sehen sie sich vor allen Dingen nach einer Gegend um, wo sie Holz, Wasser und Weide finden. Ist das alles bey der Hand, so schlagen sie ihre Zelte auf, und führen einen Graben rund um dieselben, damit sich das Wasser bey einfallendem Regen hineinziehen kann. Ihre Pferde lassen sie weiden, und geben ihnen keine menschlichen Hüter, sondern an deren Stelle bloß eine zahme Stude, welcher sie eine Art von Schelle an den Hals hängen. Zu dieser hält sich die ganze Heerde, wie zu einer Mutter, und wo diese bleibt, bleiben die übrigen auch. Nur einigen wenigen Pferden legen sie Springriemen an die Füße, damit sie sich nicht zu weit entfernen können, wenn sie ihrer etwa bey einem feindlichen Ueberfall bedürften.

Wenn sie auf ihren Zügen an tiefe nud breite Flüsse kommen, so setzen sie, ohne sich zu bedenken, über dieselben. Die Männer mit ihren Pferden, und die Weiber auf Ochsenhäuten, die an allen vier Seiten wie Hüte aufgestülpt sind. Das Bord wird mit Riemen angezogen, damit es aufrecht stehen bleibt, und statt des Ballastes

werden

werden Sättel darauf gelegt. Der Steuermann sitzt in der Mitte, um das Gleichgewicht des Fahrzeuges zu erhalten; ein anderer schwimmt nebenher, und hat einen Riemen, woran das Fahrzeug befestigt ist, im Munde, oder in der einen Hand, und zieht es hinter sich her. Hr. D. meynt, daß dem Europäer diese leichten Kähne sehr unsicher vorkommen würden, versichert aber, daß wenig Gefahr dabey zu besorgen sey, ja er ist von ihrer Brauchbarkeit so fest überzeugt, daß er sie den europäischen Herren empfiehlt, wenn sie über einen Fluß setzen und den Feind jähling überfallen wollen. Jeder Soldat könnte ja seinen Kahn auf der Schulter tragen! —

Haben die Abiponer endlich einen neuen Wohnsitz gefunden, der ihnen alle Bedürfnisse darbietet, so sind sie gleich in den ersten Tagen wie zu Hause, und in wenig Zeit wissen sie alle seine Bequemlichkeiten zu nutzen, und seinen Unbequemlichkeiten vorzubeugen, oder sie zu überwinden. Die Männer schwärmen auf den Feldern umher, und jagen oder rauben, und die Weiber besorgen alle häusliche Geschäfte, die Zubereitung des Essens und Trinkens, hauptsächlich aber der Kleidung.

Diese besteht aus einem viereckigten Stücke Zeug, welches sie, ohne Aermel, und ohne jede andere Veränderung, um die Schultern werfen. Den einen Zipfel binden sie an den linken Arm, und den rechten lassen sie bloß, um ihn zur Arbeit

heit oder zum Angriffe frey zu behalten. Unter der Brust umgürten sie das bis auf die Knöchel hinabflatternde Gewand, mit einer Binde von Baumwolle. Ueber dieses nehmen sie noch, besonders bey rauher Witterung, ein zweytes, das ebenfalls viereckigt ist, und knöpfen es unter dem Halse zu. Sie gehen meistens in bloßem Kopfe, und setzen ihn dem Regen, wie der Sonne, mit gleicher Härte aus. Einige verwahren ihn aber auch mit einer baumwollenen Binde. Europäische Hüte, wenn sie deren können habhaft werden, schätzen sie über alles, und einmal haben sie einen fürchterlichen Kriegszug gemacht, um den Spaniern — Hüte zu nehmen.

Die Kleider der Weiber sind von den Kleidern der Männer in der Form nicht unterschieden, nur daß sie, wie es sich von selbst versteht, bunter sind. Ueberhaupt gehen beyde Geschlechter sehr ehrbar, nach ihrer Tracht auch sehr zierlich gekleidet, und selbst die kleinsten Kinder lassen sie nicht unbedeckt.

Die Weiber haben, wie gesagt, die ganze Besorgung der Garderobe auf sich. Sie scheeren die Schaafe, spinnen ihre Wolle, färben das Garn auf mancherley Art, und weben daraus einen Zeug, der den türkischen Tapeten ähnlich ist. *) —

Was

*) Schade, daß uns Herr D. nicht sagt, wie ihre Werkzeuge zum Spinnen und Weben beschaffen sind.

Was sie übrigens in ihrer Wirthschaft brauchen, als Töpfe, Kannen u. d. gl. verfertigen sie sich aus Thon, welchen sie geschickt zu brennen und zierlich zu glasiren wissen.

So einfach, wie ihre Kleidungsstücke, sind auch ihre Sitten. Bey ihren ordentlichen Zusammenkünften geht es still und vertragsam zu; kaum untersteht sich einer den andern zu unterbrechen. Wenn einer unter ihnen von Kriegsbegebenheiten erzählt, so sind sie ganz Ohr, und geben ihm bey jeder Periode ihren Beyfall dadurch zu erkennen, daß sie aus ihrem Innersten heraufschnarchen und dazu nicken. Oft sagen sie auch Cleera! Ganz gewiß! Quevorken! Freylich wohl! Dieser Ausdrücke bedienten sie sich auch unter den Predigten der Jesuiten, indem sie dabey jedesmal einen hohen Sprung machten. Einem zu widersprechen, wenn er auch offenbar irrte, halten sie für Grobheit. Ihr Gruß besteht in zwey Worten: Ea navichi? Bist du schon da? — Ea nave! sagt der Andre: Ich bin schon da!

Wenn sie lange in einer Hütte versammlet gewesen sind, so fängt einer zu seinem Nachbar an: Haben wir noch nicht ausgeredet? Diese Frage geht von Mund zu Mund, bis zum letzten, der dann sagt: Wir haben ausgeredet! Nun springen sie hastig auf und rufen dem Hausvater freundschaftlich zu: Ich gehe weg

von

von dir! Darauf antwortet dieser: Du gehest schon weg von mir?

Am Eingange der Hütte wenden sie sich noch einmal an den Wirth und sagen: Bis auf ein andermal! Wie einfach! Wie natürlich!

Sie würden auch wider die Gesetze der Höflichkeit sehr zu verstoßen glauben, wenn sie nicht jeden, der ihnen begegnet, fragen sollten: Wo er hingehe? deshalb geht niemand vorbey, dem sie nicht zurufen: Maipirinki! Wo gehst du hin?

Unzucht und Hurerey sind bey ihnen unbekannte Laster. Sie halten es zwar für erlaubt, sich von ihren Frauen zu trennen, sobald sie wollen; nehmen sich zuweilen auch mehrere Weiber; aber mit fremden Weibern etwas zu thun haben, halten sie für einen schändlichen und entehrenden Frevel. Daher ist Ehebruch bey ihnen unerhört. Knaben und Mädchen sind immer lustig und munter; aber niemals wird man ein Paar unter vier Augen auch nur mit einander sprechen sehen. Das Baden ist bey ihnen ein allgemeines Vergnügen, aber jedes Geschlecht hat seinen besondern Badeplatz.

Ihre Gemüthsart ist auch nichts weniger als rauh und blutdürstig. Sie beleidigen niemand, aber werden sie beleidigt, so ist ihre Rachsucht ohne Grenzen. Gegen die Spanier haben sie einen unauslöschlichen Haß, und wo sie ihnen Schaden

den durch Plünderung, Raub und Mord zufügen können, thun sie es gern und freudig, und führen zu ihrer Entschuldigung an: Sie hätten sich wider ihren Willen in ihr Vaterland gedrängt, und wollten die Herren spielen! Doch martern und quälen sie die Verwundeten nicht, wie andre Wilde, und wie die Spanier selbst. Kinder und Weiber schonen sie, und selbst ihre Gefangnen behandeln sie mit einer unbeschreiblichen Gelindigkeit. „Wenn du willst — sagen sie zu ihnen — so bring mir mein Pferd! Oder: Erbarme dich über mich, und bring mir mein Pferd!" Sträubt sich der Knecht zuweilen (sagt Hr. D.) seinem Herrn diese Bitte zu gewähren, so wüßte ich doch nicht ein einziges mal, daß ihm dieser einen Verweis oder Schläge gegeben hätte. Oft zeigen die Herrn auch ein besonderes Wohlwollen gegen die Sklaven, theilen Kleidung und Speise mit ihnen und sind trostlos, wenn sie auch nur von einer leichten Unpäßlichkeit befallen werden. Die Gefangenen vom weiblichen Geschlecht können ihrer Tugend wegen völlig unbesorgt seyn; kein Abiponer nimmt eine Fremde zum Weibe, noch viel weniger treibt er heimlich mit ihr Unzucht. Wenn sich ein Fremder, es sey ein Neger oder Spanier, der seiner Herrschaft entlaufen ist, zu ihnen verirrt, so nehmen sie ihn sehr freundlich auf, und geben ihm Kleider, Wohnung und Unterhalt. Nur

muß er nicht unterlassen, von seinen Landsleuten so schlecht zu sprechen, als er kann, sonst ist er in Gefahr, für einen Spion gehalten, und als solcher ermordet zu werden.

Sie sind gewohnt die Fremden, besonders die Missionaren, mit Blut und Leben zu schützen, aber irgend eine, auch die kleinste Arbeit für sie zu thun, das läßt ihr Stolz und ihre brennende Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit nicht zu. „Wenn wir unsere Pferde sattelten, (erzählt Hr. D.) oder Holz spalteten, sahen sie uns ruhig zu, und sagten uns eine Menge Lobsprüche über unsere Arbeitsamkeit vor, ohne uns mit einem Finger zu helfen. Sieh nur Pay, sagten sie, wie du dein Pferd so treflich satteln kannst! Wie du geschickt und stark bist!" — Ihre Hülfe wäre uns willkommener gewesen, als ihr Lob; aber sie fürchten auch den geringsten Schatten von Knechtschaft."

Diebstahl ist unter ihnen unerhört. Sie sind oft und lange abwesend; aber niemanden fällt es ein, seine Hütte zu verwahren. Kleider und alles übrige Geräth steht und liegt vor aller Augen öffentlich da; und doch finden sie alles, wenn sie zurückkommen, wie sie es verlassen haben. — „Meine Landsleute stehlen nicht! (sagte einmal ein Cacique voll edlen Stolzes zu Hrn. D., dem man einige Sachen entwendet hatte.) Frag

nur die, die so aussehn wie du, ob sie dir's nicht genommen haben!" — Wirklich fand es sich nachher, daß ein spanischer Gefangner der Dieb gewesen war. Wie groß ist hier der Wilde, und wie klein der Europäer!

Alles Rühmliche, was wir bisher von den Abiponern gesagt haben, gilt von beyden Geschlechtern. Die Weiber haben noch mehr Folgsamkeit und Willigkeit, als die Männer, und besonders zeigten sich die jüngern sehr bereit, das Christenthum anzunehmen. Aus Ueberzeugung? das kann man nicht vermuthen; sondern darum: weil das Christenthum dem Mann nicht gestattet, sein Weib zu verstoßen, oder mehrere zu nehmen! Hr. D. ist so aufrichtig und giebt selbst diesen Grund an, der so tief in der Natur des weiblichen Herzens liegen soll. — Die alten Abiponerinnen hingegen suchen alles hervor, um die Ausbreitung des Christenthums zu verhindern.

Schwatzhaft und zänkisch sind die Abiponerinnen, in dem Grade, wie alle ihre übrigen Schwestern in allen vier Welttheilen seyn sollen, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich nicht durch Medisance, sondern mit Fäusten und Zähnen an ihrer Beleidigerin rächen. Hr. D. beschreibt ihre blutigen Kämpfe sehr lebhaft. Aber die Männer mischen sich nicht darein. Ein Mann mag sein Weib, ein Großvater seine Enkelin, ein Vater

seine Tochter im Blute schwimmen sehn; er bewegt sich nicht von der Stelle, vielmehr klatscht er den Heldinnen Beyfall, und wundert sich, daß schwache Weiberseelen so erbittert und muthig seyn können. Sie halten es durchaus für unanständig, daß sich ein Mann in die Zänkereyen der Weiber mische. Sehn sie aber, daß sobald keine Hofnung zum Frieden seyn dürfte, so kommen sie zum Pater gelaufen, und sagen: „Siehe, Pay, unsere Weiber haben heute wiederum allen Verstand verloren! Geh, erschrecke sie mit deiner Flinte.“— dann drückt der Pater seine bloß mit Pulver geladene Flinte los, und wie Wind und Wetter stiebt der Knall das Heer der Kämpferinnen in ihre Hütten.

So viel von ihren Sitten und ihrer Gemüthsart im Allgemeinen. Jetzt sagen wir etwas von ihrer Sprache, und darauf merken wir noch einiges von ihren besondern Gewohnheiten an.

Die Sprache der Abiponer hat sehr viel Eigenthümliches. Sie ist auf der einen Seite unsäglich arm, und auf der andern unsäglich reich, dabey ausserordentlich wohlklingend und musikalisch. Es mangelt ihr gänzlich an den zueignenden Fürwörtern, mein, dein, sein; aber sie ersetzt solche durch Hinzufügung gewisser Sylben zum Nennworte, oder durch Veränderung seiner Buchstaben. Die Fürwörter der ersten und zweyten Person, ich, du, besitzt sie einzeln, aber das

Für-

Fürwort der dritten, verändert sie nach der Lage und Stellung desjenigen, den sie bezeichnen soll. Wenn z. B. der, von dem ich rede, gegenwärtig ist, so muß ich sagen Emha; wenn er sitzt, Hinnicha; wenn er liegt, Hiricha; wenn er steht, Haraha u. s. w. Wie sinnlich!

Ihre Adjektive haben weder Komperativ noch Superlativ. Wenn sie sagen wollen: der Tieger ist bösartiger als der Hund; so sagen sie: der Hund ist nicht so bösartig als der Tieger. Wenn wir sagen, der Tieger ist das bösartigste Thier, so sagen sie: der Tieger ist über alles bösartig, oder: er ist so bösartig, daß er seines gleichen nicht hat. Bisweilen drücken sie auch durch Erhebung ihrer Stimme den Superlativ aus. Wenn sie z. B. aus voller Kehle rufen: La Nehaol! so bedeutet dies: es ist schon Mitternacht, oder finstre Nacht! Sprechen sie es gelinde und gleichsam stotternd aus, so zeigen sie damit den Anbruch der Nacht an.

Ihre Diminutiven bilden sie, wie wir, durch Hinzusetzung einer Silbe zum Nennworte, und gebrauchen sie hauptsächlich um jemanden eine besondere Zuneigung zu erkennen zu geben. Wenn sie mit Hrn. D. recht zufrieden waren, so nannten sie ihn statt Pay, Payalek, Paterchen, und ersetzten dadurch den Mangel des Superlativs vollkommen. Oft drücken sie aber auch, wie wir, Geringschätzung und Verachtung damit aus.

An Zahlwörtern ist die abiponische Sprache überaus arm. Sie hat nur für drey Zahlen Ausdrücke, nämlich für eins, zwey, drey. Steigt die Summe höher, so haben sie mancherley Vortheile, um sie auszudrücken. Die Zahl vier drücken sie mit Straussenzehen aus, denn der Strauß hat vorne drey und hinten einen Zehen, Summa vier. Fragt man einen Abiponer über eine kleine Anzahl von Sachen, so antwortet er mit aufgehobenen Fingern: Sieh, so viel sind es! Wenn ihnen daran gelegen ist, eine Summe genau zu bestimmen, so zeigen sie die Finger an der Hand, und die Zehen an den Füßen; wenn sie alle zusammen einmal genommen nicht zureichen, so wiederhohlen sie es, bis die Zahl herauskömmt, die sie angeben wollen. Deshalb drücken sie die Zahl fünf, mit Hanambhegem aus, welches die Finger einer Hand bedeutet; die Zahl zehn mit Lanamrihegem, oder die Finger von zwey Händen; zwanzig, mit Lanamrihegem cat Gracharhaka anamichirihegem, oder die Finger und Zehen, von beiden Händen und Füssen. Welch ein Aufwand von Worten!

Sie ersetzen aber die Zahlwörter noch auf andere Art. Wenn z. B. einige von ihnen eine Anzahl Pferde nach Hause bringen, die sie entweder als wild gefangen, oder den Spaniern geraubt haben, so wird niemand fragen: Wie viel Pferde habt ihr mitgebracht? sondern: Wie viel

viel Raum nehmen die Pferde ein, die ihr mitgebracht habt? — Die andern antworten dann: Wenn wir unsere Pferde alle in eine Reihe stellten, so würden sie diesen Platz ganz einnehmen; oder: sie reichen von diesem Walde bis an den Fluß! — Mit dieser Antwort sind sie zufrieden, weil sie daraus auf die Menge der Pferde einen Schluß machen können, obgleich sie ihre genaue Anzahl nicht wissen. Oft nehmen sie auch eine Hand voll Gras oder Sand, und belehren dadurch den fragenden, von einer übergroßen Zahl. Man sieht also wohl, daß ihrer Zählungsart nicht sehr zu trauen ist. Ueberhaupt sind sie abgesagte Feinde des Rechnens; und beym Zählen haben sie tödtliche Langeweile. Wenn man sie nach einer Summe fragt, so heben sie nach Gutdünken ihre Finger auf; rufen auch wohl, wenn die Zahl über drey steigt: Pop, viel! oder Chic Legyckalipi, unzählig viel! aus, und entfernen sich in höchster Eil.

An den Ordnungszahlen haben sie noch größern Mangel. Ueber das erste, oder den ersten können sie nicht hinaus. Die zehn Gebote konnten ihnen nicht anders bezeichnet werden, als: das erste, und ein anderes, und noch ein anderes Gebot, u. s. w. Doch haben sie Worte, um das Vorhergehende und Folgende auszudrücken. Sie sagen in diesen Fällen: Enam

kachek, das vorausgeht, und Inagehek, das am letzten kömmt.

Ihre Verba sind in vielen Fällen nicht minder dürftig. Sie haben kein Imperfektum, keinen Inperativ, kein Supinum und kein Gerundium. Einige Wörter, die im gemeinen Umgange ganz unentbehrlich sind, fehlen ihnen ganz, wie die Verba: seyn und haben. Für die Begriffe Mensch, Körper, Gott, Ort, Zeit, niemals, überall, immer u. a. m. haben sie keine Worte. Statt zu sagen: ich bin ein Abiponer! sagen sie: ich ein Abiponer! recht so wie Kinder oft das bin auslassen, wenn sie anfangen zu sprechen. Wenn sie sagen wollen: ich habe viel Pferde; so sagen sie: Viele meine Pferde. Tag und Zeit drücken sie mit einem und eben demselben Worte aus, auch Mond und Monat. Für ein Jahr sagen sie: die Blüthe des Johannisbrods. Fragt man also einen Abiponer nach seinem Alter, so sagt man: Wie oft hat in deinem Leben das Johannisbrod geblüht? Wie sinnlich und dichterisch! Statt des Körpers nennen sie die Haut oder Beine, mithin den Theil für das Ganze; ihr Yoale hat, wie das französische homme, die Bedeutung Mann und Mensch — „Nirgend in der Welt (sagt Hr. D.) giebt es mehr Jungfern als unter den Abiponern, und doch haben sie kein Wort eine

Jung-

Jungfer zu bezeichnen." Das ist sehr natürlich, nach dem, was wir oben von ihrem Gefühl für Zucht und Ehrbarkeit gesagt haben.

Statt niemals, setzen sie bloß nicht; statt ewig, endelos; überall können sie nicht mit einem einzelnen Worte ausdrücken, sie umschreiben es. Wenn sie z. B. sagen sollen: Gott ist überall! sagen sie: Gott ist im Himmel, auf der Erde, und es ist nichts, wo er nicht wäre! Die Eyer nennen sie recht schnurrig: die Werke der Henne.

Bey dieser Armuth besitzt ihre Sprache auf der andern Seite einen Reichthum von gleichbedeutenden Wörtern. Für das Wort: ein Alter, haben sie vier Ausdrücke; einen Todten benennen sie auf viererley Art; eben so der Krieg, die Speise, das Haupt und mehrere, wofür die reichsten Sprachen nur ein Wort haben. Jede Wunde hat bey ihnen eine eigene Benennung: hat sie ein Thier gerissen, anders; hat sie ein Messer geschnitten, anders; gestochen, anders; eine Lanze gebohrt, anders; ein Pfeil verursacht, anders. Eben so haben sie für jede Art Krieg zu führen, ein eigenes Wort: Für den Streit mit Lanzen, ein eigenes; mit Fäusten, ein eigenes; mit bloßen Worten, ein eigenes; streiten sich zwey Weiber um einen Mann; auch ein eigenes. Für jede Sache, die ein Ende hat, haben sie einen andern Ausdruck. Z. B. Laya-

mini, die Krankheit ist vorüber; Latara, die Kälte hat aufgehört; Gravek, der Mondschein hat aufgehört; Layamha, sein Auftrag ist zu Ende u. s. w. Mit dem Worte erreichen machen sie nicht minder wunderbare, und sehr mannichfache Veränderungen. Ich erreiche den Ankommenden, heißt: Haviretaigit; ich erreiche den Weggehenden, Haviraa; ich erreiche mit der Hand was unter mir ist, Havirani; ich erreiche es mit meinem Bogen, Naten; Reisende erreichen immer einander, Paveraata.

Fremde Sachen wissen sie sofort mit sehr passenden Benennungen aus ihrer eigenen Sprache zu belegen; und nicht leicht nehmen sie ein fremdes Wort an, wenn es auch einen ihnen ganz fremden Begriff bezeichnen könnte. Sie sind viel zu sinnlich, und malen gern: so nannten sie einen Stier, Yuilak Lepa, einen unbeschnitttnen Ochsen, wiewohl sie vor der Ankunft der Europäer von dieser Thierart nichts wußten. Die Kirche nennen sie das Haus der Bilder, oder den Ort, wo man Gott dankt. Eine Flinte nennen sie wie den Bogen in ihrer Sprache; das Schießpulver, Flintenmehl; mit dem Worte Lakatka, welches ursprünglich das Wort bedeutet, benennen sie auch Sprache, Gebet und Buch. Einen geschriebenen Brief, oder ein anderes geschriebenes oder bemaltes Blättchen nen-

nen sie Elerka, welchen Ausdruck sie eigentlich von der Malerey ihrer Weiber auf den Kleidern brauchen. Eine Zuckermelone nennen sie die Speise der Spanier. Seele, Schatten, Bild, Echo, haben bey ihnen einerley Benennung. Das Getraide nennen sie Brodkorn, oder Eßkorn; Münzen, kleine Metalle; und Flintenkugeln, spanische Pfeile.

Sie lieben auch die Metaphern. Haben sie Kopfschmerz, so sagen sie: Der Kopf ist böse auf mich. Sind sie von Arbeit ermüdet: Das Blut ist böse auf mich. Um zu versichern, daß sie zornig sind, sagen sie: Das Herz hebt sich in mir empor! — Sonderbar, daß sie auch das Wort ja verschiedentlich und sogar nach Unterschied des Alters und Geschlechts, ausdrücken. Wenn Männer und Jünglinge etwas bejahen, so sagen sie Hee! die Weiber Haa! und die Alten schnarchen. Je stärker und tiefer sie schnarchen, desto unzweydeutiger ist ihr Beyfall.

Sie haben kein Wort, welches Danksagen oder Dankbarkeit anzeigte; so wie sie auch von der Sache selbst keinen Begriff haben. Wohlthaten sind bey ihnen wie Blumen, die nur so lange Werth haben, als sie frisch sind. Eine einzige abschlägliche Antwort verlöscht bey ihnen das Andenken an hundert empfangene Wohlthaten. Giebt man ihnen aber das, was sie verlangen,

so sagen sie: O wie nützlich wird es mir seyn! oder: Das war es, was ich haben wollte!

Hr. D. sagt, daß es für Fremde ausserordentlich schwer sey, ihre Sprache zu lernen, und giebt, unter andern Gründen, auch diesen an: daß sie oft allgemein angenommene Wörter abbringen und mit neuen verwechseln. Diese seltsame Gewohnheit schreibt sich von ihren Leichenceremonien her. Sie wollen alles vertilgen, was das Andenken an den Verstorbenen rege machen könnte; und daher werden alle Nennwörter, die mit seinem Namen Aehnlichkeit haben, nicht mehr gebraucht, und durch neue, welche die alten Priesterinnen wählen, in einem öffentlichen Ausrufe ersetzt. „Ich wunderte mich oft (sagt Hr. D.) daß die neuerfundenen Wörter allen, auch den entferntesten Horden sogleich bekannt wurden, und daß die ganze Nation die Erfindung und den willkührlichen Ausspruch einer alten Vettel, (d. i. Priesterin,) so einhellig annahm, und so gewissenhaft darüber hielt, daß Hohe und Niedrige sich schwer zu versündigen glaubten, wenn sie das abgekommene Wort noch einmal aussprächen."

Die Vornehmen unter ihnen zeichnen sich auch durch einen andern Dialekt aus, welchen sie dadurch bilden, daß sie die gewöhnliche Sprache durch das Hinzusetzen oder Auslassen gewisser

Buchstaben und Sylben verunstalten. Alle Namen der Männer, die zur hohen Klasse gehören, endigen sich mit der Sylbe in, und der Weiber in en. Diese Sylbe muß sogar, wenn man mit ihnen oder von ihnen redet, den Zeit- oder Hauptwörtern angehängt werden. Kömmt, zum Beyspiel, ein gemeiner Abiponer, so grüßen sie ihn mit den Worten: La navichi? (Bist du schon da?) und der andre antwortet: La nave! (ich bin schon da!) Kömmt aber ein Vornehmer, so heißt der Gruß La Navirin? (Bist du schon da?) worauf dieser mit möglichster Hoheit und überaus vornehm antwortet: La naverinkie! (Ich bin schon da!)

Wir haben schon oben beyläufig gesagt, daß die Abiponer, wie die alten Deutschen, erst in reifern Jahren heyrathen. Entschließt sich ein junger Mann dazu, so muß er zuerst mit den Eltern seiner Braut über den Preis, wofür er sie erhalten soll, einig werden. Dieser besteht meistens in vier Pferden, in Bündeln von Glaskugelschnüren oder Scheibchen von Schneckenschaalen, in einem bundfärbigen Kleide von Wolle, einer Lanze und andern Geräthschaften. Münzen sind den Abiponern völlig unbekannt; und wenn sie auch zuweilen bey ihren Plünderungen Geld mit fortschleppen, so ist es, um die einzelnen Stücke, besonders die größern, breit zu pochen und sie als Zierrathen um den Hals, oder in den

Ohren

Ohren zu tragen. Deshalb müssen sie ihre Frauen für obige Waaren erkaufen.

Die Tochter wird bey diesem Verkaufe nicht zu Rathe gezogen, demohngeachtet ist sie gewöhnlich mit ihrem Bräutigam zufrieden. Doch weiß Hr. D. auch Fälle, wo das Mädchen die Verträge ihrer Eltern mit dem Bräutigam rückgängig machte. Sie entfloh; verbarg sich in Wäldern zwischen Seen und Morästen viele Nächte hindurch, und wollte lieber den Tiegern in die Klauen gerathen, als die Hand ihres Bräutigams annehmen. Diese Widersetzlichkeit hatte nicht etwa eine anderweitige Liebe zum Grunde, sondern es war Schaamhaftigkeit und unverstellte Furcht vor dem Ehebette.

Genehmigt aber die Braut den Willen ihrer Eltern, so wird sie in Procession zur Hütte des Bräutigams geführt. Acht Mädchen halten mit aufgehobenen Händen ein ausgespanntes zierliches Kleid, wie einen Baldachin, in die Höhe. Unter demselben geht die Braut, die nassen Augen sittsam zur Erde gesenkt, traurig und still. Eine Menge Zuschauer begleiten den Zug. Der Bräutigam empfängt sie in seiner Hütte mit einem herzlichen Gruß, spricht einige Worte mit ihr, und darauf geht der Zug zur väterlichen Hütte zurück. Nun holt die Braut ihr Hausgeräth, welches in Töpfen, Kannen, Weber- und Spinnwerkzeugen besteht; und wird abermals unter obigen

gen Umständen begleitet. Bringt sie in einem Gange nicht alles fort, so thut sie mehrere, geht aber allemal in die väterliche Wohnung zurück, weil die Eltern sie dem Tochtermann nicht eher anvertrauen, bis sie überzeugt sind, daß er es gut und redlich mit ihrer Tochter meine. Dann erst verstatten sie, daß sie zu ihm in eine besondere Hütte zieht.

Dieser Behutsamkeit der Eltern haben es die Töchter am meisten zu danken, daß ihre Männer, ohngeachtet sie durch nichts als ihren eigenen Willen gebunden sind, die Eheversprechung halten. Zwar sind die Fälle, wo der Mann seine Frau ohne alle andere Ursach fortschickt, als weil sie ihm nicht mehr gefällt, oder weil ihm des Säugens kein Ende wird, unter ihnen weder selten noch ungewöhnlich, aber bey weitem nicht so gemein, als bey den Europäern, die durch geheiligte Versprechungen an ihre Gattinnen gebunden sind. Je leichter es dem Abiponer wird, diese Verbindung aufzuheben, desto ehrenvoller für ihu, wenn er sie hält.

Eheliche Verbindungen unter Blutsverwandten verabscheuen sie als den schändlichsten Frevel. Als ihnen Hr. D. bey einer Gelegenheit die Blutschande als das häßlichste Laster schilderte, nahm ein alter Cacique das Wort: Pay, du hast Recht! das wissen wir aber schon lange. Unsere Väter haben uns diesen Unterricht

richt auf der Welt gelassen, als sie aufhörten zu essen, (d. i. bey ihrem Tode).

Der Ehebruch ist bey ihnen unerhört. Oft bleibt der Mann mehrere Monate vom Hause entfernt, indessen sich die Frau mitten unter den Männern ihres Wohnplatzes ohne Gefahr aufhält. Penelopens Treue, sagt Hr. D., ist das lebendige Bild von der Treue der Abiponerinnen.

Die Liebe zu ihren Kindern treiben sie bis zur Ausschweifung. Mit der zärtlichsten Sorgfalt nähren, kleiden und verwahren sie solche vor allen Zufällen. Nichts liegt den Vätern so sehr am Herzen, als daß ihre Söhnchen bald schwimmen, reiten und mit den Waffen umgehen lernen. Die Mädchen werden von den Müttern mit großer Sorgfalt in den Wirthschaftskünsten unterrichtet und von der frühesten Kindheit an zur schwersten Arbeit gewöhnt. Zeigen die Kinder Eifer zur Arbeit, zum Schwimmen und Reiten, so können sie so unbändig seyn, als sie wollen, Vater und Mutter sehn sie bey aller Gelegenheit durch die Finger. Ein alter Cacique kam immer zu Hrn. D. und brachte seinen kleinen Sohn mit. Das Knäbchen saß nicht einen Augenblick stille; zupfte den Vater bald bey der Nase, bald bey den Haaren, und streichelte ihn dann wieder. Pay, sagte dann der Alte entzückt — Pay, zweifelst du, daß der Junge ein unerschrockner Krieger und ein großer Kapitain werden wird?

wird? Sieh, er fürchtet sich nicht einmal vor mir, da ich doch unsere Feinde vielmals schlug, und da mich die Spanier wie einen Tieger fürchten!

Die Abiponer scheinen fest überzeugt zu seyn, daß Mann und Frau Ein Herz und Eine Seele sey. Spuren davon liegen in folgender seltsamen Gewohnheit: Sobald eine Abiponerin die Geburtswehen überstanden und ein Kind zur Welt gebracht hat, legt sich ihr Mann aufs Lager; läßt sich, damit ihn ja kein Lüftchen anwehe, in Binsendecken und Felle einpacken; fastet und enthält sich einige Tage gewisser Speisen und Getränke; erscheint nicht öffentlich — und das alles darum, weil die Abiponer überzeugt sind, daß die Ruhe und Mäßigkeit des Vaters auf die Genesung der Wöchnerin, hauptsächlich aber auf das Wohlseyn des neugebornen Kindes, starken Einfluß habe. Stirbt letzteres, so wird alle Schuld der Unmäßigkeit des Vaters zugeschrieben, und er wird von der ganzen Weiberschaar als Mörder seines Kindes verabscheut und verdammt. Darum halten die Männer sehr eifrig über diese Sitte. Einmal wurde einem Caciquen eine Prise Taback angeboten, aber er schlug sie wider seine Gewohnheit aus. Hr. D. fragte ihn nach der Ursach. Weißt du denn nicht, Pay — erwiederte er — daß meine Frau gestern in die Wochen gekommen ist? da muß ich mich vor

allem hüten, was meine Nase reitzen könnte! In welche Gefahr würde ich mein Söhnchen stürzen, wenn ich nießte!" Darauf lief er straks zu seiner Hütte, um sich niederzulegen, und mit Decken und Fellen wohl verwahren zu lassen.

So wenig sich auch sonst die Abiponer um ihren Caciquen bekümmern, feyern sie doch ein großes Fest, wenn ihm ein Sohn geboren wird. Die Schaar der Mädchen springt unter Jauchzen und Freudengeschrey mit Palmzweigen in den Händen, zur Hütte des Neugebornen, tanzt um dieselbe herum, und schlägt mit den Palmzweigen daran. Ein starkes Weib in einem seltsamen Aufzuge läuft, von dem Schwarme der Mädchen umgeben, aus einer Hütte in die andere, treibt die Männer mit Streichen heraus und den Mädchen in die Hände, die sie mit ihren Palmzweigen weidlich auspeitschen. Den folgenden thun sich die Mädchen in kleine Haufen zusammen, und ringen, aber nur mit Hand und Faust. Die Knaben machen eben diese Kampfübungen, doch für sich und von den Mädchen abgesondert. Den dritten Tag läßt man die Knaben auf der einen, und die Mädchen auf der andern Seite tanzen. Eines reicht dem andern die Hand, und so springen sie, nach dem Gerassel einer Kürbisklapper, im Kreise herum. Wird ein Tänzer schwindlicht, so tritt er so lange aus, steht still, und lacht,

bis sich das Drehen gelegt hat. Den vierten Tag geht die obgenannte starke Frau von Hütte zu Hütte, und fodert aus jeder diejenige, welche sie für die stärkste hält, zum Kampfe. So ringt sie mit jeder, wirft nieder und wird niedergeworfen, und das umstehende Volk hat seine herzliche Freude an diesem Schauspiele. Die übrigen Tage (denn das Fest dauert acht Tage hindurch) werden diese Spiele entweder wiederholt; oder die Männer thun sich unter dem Klang der Trommeln und Klappern mit Meth eine Güte.

Man wird bemerkt haben, daß die Abiponer alles auf kriegerischen Fuß betreiben, und wirklich ist auch die ganze Nation ein Haufen von Kriegern, die zwar gegen eine disciplinirte Armee nicht Stand halten, aber doch beym ersten Anfalle fürchterlich genug sind. Niemand steht bey ihnen in Ansehen, wenn er sich nicht durch Muth, Stärke und Behendigkeit auszeichnet. Deshalb ist Krieg das große Guth, wornach der Jüngling und der Mann lechzet.

Ihre Waffen halten sie beständig streitfertig. Sie bestehen hauptsächlich in Bogen und Lanzen. Letztere verfertigen sie aus dem eisenfesten Holze eines Baumes, Neterge genannt, der in Paraguay sonst nirgend gesehen wird. Sie sind 5 bis 6 Ellen lang, an beyden Enden zugespitzt, und fodern eine unsägliche Kraft, wenn sie recht regiert werden sollen. Ehedem, als die Abiponer

noch nichts von Eisen wußten, befestigten sie, wie die alten Deutschen, spitzige Knochen daran; seitdem sie aber eiserne Stäbe von den Spaniern bekommen oder geraubt haben, wissen sie diese sehr geschickt an ihre Lanzen zu befestigen. Da ihre Gezelte und Hütten meist zu niedrig sind, um die hohen Lanzen zu fassen, so stecken sie selbige an der Schwelle in die Erde, um sie bey der Hand zu haben. So viel Lanzen man vor einer Hütte sieht, so viel Krieger wohnen darin. Oft wissen sie sich dieses Umstandes zur Sicherheit ihrer Kinder und Weiber sehr listig zu bedienen, und so wie ein kluger Kommendant einer Festung oft Kanonen von Holz oder von Pappe auf den Wällen figuriren läßt, um den Feind abzuschrecken, so pflanzen sie, wenn sie einen Streifzug vornehmen, Lanzen von schwachem Holze oder von Rohr vor ihre Hütten, um die Kundschafter ihrer Feinde glauben zu machen, als ob dieselben mit einer großen Menge von Kriegern besetzt wären.

Ihre Bogen verfertigen sie aus eben dem harten Holze, und zwar mannshoch, und die Sehne aus den Gedärmen der Füchse, oder aus sehr starken Faden gewisser Palmbäume. Um sie ohne Schmerz spannen zu können, ziehen sie eine Art hölzerner Handschuhe an. Ihre Pfeile sind über eine Elle lang, aus einem gewissen Rohre verfertigt, und mit einer eisernen oder knöchernen Spitze versehen. Sie vergiften ihre Pfeile nicht,

wie

wie viele andere amerikanische Völker. Ihre Köcher flechten sie aus Binsen und zieren sie mit einer bunten Schnur von Wollenfaden. Sie schießen scharf und verfehlen selten das Ziel, es sey auch noch so klein. Die Vögel in der Luft und die Fische im Wasser sind vor ihren Pfeilen nicht sicher. Wenn sie im Begriff sind den Feind anzugreifen. So legen sie jedesmal einige ausgesuchte Pfeile auf die Seite, um sie für einen entscheidenden Augenblick aufzusparen *).

Lanzen und Bogen sind nicht die einzigen Waffen der Abiponer; sie bedienen sich auch gewisser Steinkugeln, die sie an Riemen befestigen, erst in einem Wirbel herumdrehen, und sie dann mit großer Gewalt unter die Feinde schleudern. Oft brauchen sie solche auf der Jagd, und treffen damit das Wild, welches sie verfolgen, sehr geschickt. Von Schildern wissen die Abiponer nichts; doch verwahren sie den größten Theil ihres Körpers mit einem Panzer, der aus einer ungegerbten Elendhaut gemacht, und inwendig und auswendig mit Tiegerhäuten besetzt wird. Gemeine Pfeile dringen nicht durch, aber gegen Lanzen und Musketenkugeln ist er nicht haltbar. Sie bedienen sich dieser Rüstung hauptsächlich, wenn sie

 mit

*) Diese Gewohnheit ist schon sehr alt. Schon im Jesaias findet sich seine Stelle, die sie bezeichnet: „Er hat mich hingelegt, wie einen auserwählten Pfeil; in seinen Köcher verbarg er mich." Jes. 49., 2.)

mit andern Indianern kämpfen; obgleich auch viele ganz nackend hervortreten und die Gefahr für desto geringer ansehen, je fähiger sie wegen dieser Leichtigkeit sind, den Stößen und Streichen auszuweichen. Haben sie mit den Spaniern zu thun, so lassen sie Bogen und Panzer zu Hause, und setzen ihr meistes Vertrauen auf ihre Lanzen und schnellen Pferde. Zu Fuß fechten sie nur im allerhöchsten Nothfalle.

Ehe sie sich zu einer kriegerischen Unternehmung thätig entschließen, schicken sie Kundschafter aus, welche die Gegend, die Wohnplätze und Einwohner derselben, die Schlupfwinkel Ein- und Ausgänge sorgfältig untersuchen müssen. Dazu nehmen sie die Listigsten und Erfahrensten. Sie schleichen oder kriechen, oder schleifen sich auch wohl auf dem Bauche nach dem Orte hin, den sie untersuchen sollen, und rasten nicht eher, als bis sie alles wissen, was ihnen ihre Brüder zu untersuchen aufgetragen haben. Sodann kehren sie zu ihnen zurück, statten genauen Bericht ab, und darauf wird alles zu einem Kriegsrath zusammen berufen. Dieser ist zugleich ein öffentliches Trinkgelag; denn bey trockner Kehle trauet sich kein Abiponer Scharfsinn genug zu, über den bevorstehenden Streifzug zu berathschlagen. Sie fangen an zu trinken, und mit jedem Zuge wächst ihr Muth. Der Cacique trägt die Sache vor, führt ihnen das muthige Betragen ihrer Väter

und ihren eigenen schon erworbenen Kriegsruhm zu Gemüthe, und greift dadurch den Wirkungen des Trunks unter die Arme. Wenn sie nicht mehr sprechen können, singen sie, und zerstechen und zerfleischen sich während des Gesangs mit Dornen, Messern und Nägeln. Einer nach dem andern trinkt sich zu Boden, und selbst dann noch, wenn sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, wie die Frösche auf der Erde herumhutschen, glauben sie die Erde aus ihren Angeln heben zu können.

Es ist merkwürdig, daß sie die Versprechungen, die sie in der Trunkenheit thun, nüchternen Muthes heilig erfüllen. Sie wissen Zeit und Stunde, wo die abgeredete Unternehmung vor sich gehen soll, sehr genau und finden sich unausbleiblich auf dem bestimmten Sammelplatz ein. Da sie nichts von Kalendern wissen, so haben auch die Tage und Monate bey ihnen keine Namen. Doch wissen sie genau, an welchen Tagen der Mond aufgeht, abnimmt und zunimmt; und dieses Mondenwechsels bedienen sie sich statt eines Zeitmaßes, um den Tag, an welchem die Unternehmung vor sich gehn soll, zu bestimmen. Darnach wissen sie sich alle so genau zu richten, daß auch die Entferntesten zur gesetzten Stunde an dem allgemeinen Versammlungsorte eintreffen. Auch für die Stunden haben sie weder Namen noch Zahlen; aber sie wissen diesen Mangel da-

durch sehr geschickt zu ersetzen, daß sie mit ihren Fingern auf diejenige Himmelsgegend zeigen, in welcher die Sonne, der Mond, oder ein anderes Gestirn in eben der Stunde, wo sie abziehn wollen, stehen werden. Die Reise selbst treten sie gewöhnlich zur Mittagszeit an, aber nicht in Haufen, sondern zerstreut, um keinen Verdacht zu geben. Des Abends versammlen sie sich zu Einem Haufen.

Um Proviant, Fuhrwesen, Waffen und Munition bekümmert sich kein abiponischer Feldherr. Jeder Soldat hat selbst seine Waffen und sein Pferd, und jeder sucht sich auf seine eigene Hand Fourage; denn Essen und Trinken mitzunehmen, halten sie für große Schande. Sie führen nichts bey sich als ein Messer, oder in dessen Ermangelung einen geschärften Stein, zwey Hölzchen, um Feuer zu machen, und einen Wetzstein, um das Messer zu schärfen. Sie bleiben Tag und Nacht unter freyem Himmel, und achten weder Sonnenstrahlen noch Regengüsse. Der Wasen ist ihr Lager, der Sattel ihr Kopfküssen, und der Himmel ihr Dach. Der Feldherr bedient sich und sein Pferd selbst. Sie setzen über Flüsse und Seen ohne Schifbrücken und Kähne. Wenn ihre Pferde keinen Grund mehr haben, so springen sie herunter, tragen in der linken Hand ihr Kleid und ihre Lanze, und mit der rechten, um welche sie zugleich den Zügel des

Pfer-

Pferdes schlingen, rudern sie. Werden sie müde, so hangen sie sich an den Schweif des Pferdes und lassen sich fortziehen.

Unterdessen gehen ihre Kundschafter voraus und recognoscieren die Gegend. Sehn sie etwas Verdächtiges, so eilen sie zurück und geben Nachricht davon, damit man nach Verhältniß der Sachen Stand fassen oder fliehen kann.

Soll endlich der Angriff unternommen werden, so untersuchen sie noch einmal die Lage der Sachen und die unbedeutendsten Umstände mit Argusaugen, und schreiten dann erst zur Ausführung. Sie lassen an einem Orte, wo sie niemand sehen kann, ihre überflüßigen Pferde (denn jeder Reiter hat zwey oder wohl drey des Wechsels halber, wenn das Gerittne müde wird,) nebst Sattel und Saumzeug zurück; geben ihrem Gesichte, um es fürchterlich zu machen, mancherley Farben, wie die alten Deutschen; setzen eine hohe Krone von Papagaienfedern, oder große Geyerflügel, oder wohl gar die Haut eines Hirschkopfs mit hohen Geweihen auf den Kopf; heften sich auch wohl lange und breite Schnabel von großen Raubvögeln an die Nase; und alles was ihr Pferd beschweren und in seiner Schnelligkeit aufhalten könnte, nehmen sie sorgfältig ab, um beym Anfall und Zurückprall gleich leicht zu seyn.

Die Morgen= und Abenddämmerung halten sie für die bequemste Zeit zu Ueberfällen. Bey finstrer Nacht werden sie schwerlich einen Angriff wagen, weil sie immer besorgen, sie möchten einem versteckten Feinde unvermuthet in die Hände fallen. Ueberhaupt sind sie bey der Nacht, wie der kindische Verstand überall, sehr furchtsam, und wenn sie öfters in einer freundschaftlichen Absicht zu Hrn. D. kamen und kein Licht in seiner Stube fanden, so ergriff sie im Nu ein Zittern, und sie riefen ängstlich: Paterchen, o wie schwarz ist dein Haus!

Wenn sie eine Kolonie überfallen wollen, so nähern sie sich derselben auf versteckten Wegen in möglichster Stille; besetzen alle Zugänge dicht mit Reitern, damit niemand entweichen kann; erbrechen darauf die Thore, stürzen hinein, bohren nieder, was sich ihnen widersezt, plündern und führen Jung und Alt von beyden Geschlechtern mit sich fort. Finden sie die Einwohner wehrhaft, so suchen sie solche dadurch muthlos zu machen, daß sie die Häuser über ihren Häuptern anzünden, und ihre Bestürzung dadurch verdoppeln.

Wenn sie spanische Truppen angreifen, so prallen sie mit verhängten Ziegel an; aber nicht in geschloßnen Gliedern, sondern sie dehnen sich aus, theilen sich in verschiedene Haufen, und stürzen von hinten und vorne und von der Seite über sie her, strecken ihre Lanzen über des Pferdes

Kopf

Kopf aus, stoßen zu, und prallen im Nu zurück, um den Stoß nicht wieder zu bekommen. Jeder kommandirt sich selbst; jeder stürzt herzu und zurück nach Willkühr. Dabey machen sie unglaublich schnelle Bewegungen mit dem Körper, um nicht von den Flintenkugeln getroffen zu werden. Diese fürchten sie über alles, und hundert Abiponer werden sich keinem einzigen Spanier, so lange er im Anschlage liegt, nähern; hat er aber abgefeuert und keinen von ihnen getroffen, so ist es um ihn geschehen.

Ueberhaupt sind die Abiponer, wie alle übrige Wilden, nichts weniger als fürchterlich. Nur ihr Aeusseres und ihre unvermutheten Angriffe sind schrecklich. Von ihnen gilt eben das, was Tacitus von den alten Deutschen sagt. „Sie thun ihre Angriffe bey finsterer Nacht, mit schwarzen Schildern und fürchterlich bemalten Körpern; schrecken den Feind durch die Furcht selbst und durch den grausen düstern Anblick ihrer mordgierigen Schaaren. Das bringt ihnen Sieg. Denn in allen Kämpfen wird das Auge zuerst überwunden.“ — Drey ungeladne Flinten, die man bald auf diesen bald auf jenen wendet, können dreyhundert Wilde stutzig machen und zurücktreiben. Hr. D. ist oft selbst mit seiner Flinte ein unbezwinglicher Held gewesen, und einen spanischen Hauptmann nannten die Abiponer immer

mer den schrecklichen Kapitain! weil er mit seiner Flinte einen ganzen Haufen zurückgejagt hatte, ohne sie loszubrennen.

Wenn die Abiponer einen Feind erlegt haben, so springen sie vom Pferde und schneiden ihm den Kopf ab. Jeder sammlet so viel Köpfe als er kann, und jemehr er aufzuweisen hat, desto angesehener ist er bey seinem Volke. Wenn sich der Kampf gelegt hat, und sie vor den Verfolgungen des Feindes sicher sind, so ziehen sie ihren Köpfen die Haut ab, stopfen sie mit trocknem Grase aus, und verwahren sie zum Andenken. Oefters heben sie auch die Schädel der Erschlagenen auf, um bey ihren Trinkgelagen daraus zu trinken. Sonst mißhandeln sie die Körper der Getödteten nicht weiter, und haben darin mehr Mäßigung, als die spanischen Soldaten, die einmal unter den Augen des Hrn. D. den Leichnam eines Wilden hernahmen, und auf seinem H** ihre Wäsche mit breiten Schlägeln ausklopften.

Haben die Abiponer einen Sieg erfochten, so ist des Triumphirens kein Ende. Dann schicken sie gewöhnlich einen Reiter voraus, um ihren Landsleuten die frohe Nachricht zu bringen. Sobald diese ihn von weitem sehn, rennen sie ihm haufenweise entgegen, begrüßen ihn, indem sie mit der Hand unablässig auf ihre Lippen klopfen,

sen *), und führen ihn in Prozession nach Hause. Ohne auf dem Platze ein Wort zu verlieren, wirft er sich auf sein Bette, und erzählt da mit aller Würde und stolzem Anstande den Erfolg des Gefechtes. Wenn von dem Feinde nur einige gefallen sind, so ist sein erstes Wort: Natamichirini! Alle, Alle sind niedergestoßen! Die Umstehenden jauchzen hoch auf. Dann nennt er ihnen einige her, die er erlegt hat, und setzt immer dazu: Eknam Capita! dieses war ein Kapitain! um seinen Thaten einen desto höhern Glanz zu geben. So oft er den Namen eines erschlagenen Feindes ausspricht, erschallt die Luft von Freudengeschrey. Dann erzählt er ihnen von der Menge der Gefangenen und der eroberten Pferde. Die Zahl, die er angiebt, ist sehr groß, denn da er nicht über drey zählen kann, so nennt er alles unzählbar! Seine Zuhörer versichern ihn einmüthig: dergleichen hätten sie nie gehört und gesehen! Endlich kommt er auch auf seine verwundeten und getödteten Landsleute. So wie er einen nach dem andern nennt, schreyt die Versammlung voll Betrübniß Tayreta! O, der Arme! Da er den Gebliebenen nicht bey seinem Namen nennen darf, so umschreibt er und sagt: z. B. der Mann des Weibes Kamelen, oder

*) Das Klopfen auf der Lippe ist wohl kein Gruß, sondern die Pantomime der frohen Neugier. Man kann sie bey Kindern wahrnehmen.

oder der Vater des Sohnes Pachieke ist nicht mehr! Plötzlich erstirbt jede Regung der Freude bey den Zuhörern; sie heulen und jammern, und verwünschen Sieg und Beute, weil ihnen beydes mit dem Verluste auch nur eines einzigen ihrer Brüder zu theuer erkauft scheint. Sie ziehen sich allmählig von dem Siegesboten weg, und in wenig Augenblicken sieht er sich ganz allein. Aus allen Hütten schallen Jammertöne, die von Kürbisklappern begleitet werden, die Weiber lösen weinend ihr Haar auf, und die Kinder sitzen von der Seite, und vergießen in der Stille die bittersten Thränen.

Wenn die Krieger ankommen, so stürzt ihnen alles entgegen, theils um die Beute zu sehen, theils um den Verwundeten Heilmittel zu reichen; aber die Weiber und Anverwandten der Gebliebenen lassen sich nicht sehen, oder kommen sie zum Vorschein, so geschieht es unter lautem Wehklagen. Ein jeder behält die Gefangenen, Pferde, Maulthiere, kurz alles, was ihm in die Hände gefallen ist, er müßte sie denn aus freyem Willen, wie es fast immer der Fall ist, mit seinen Freunden theilen wollen.

Fast nach jeder Schlacht werden einige, die sich am mannhaftesten gezeigt haben, geadelt, als Beweis, daß die Nation ihre Verdienste anerkennt. Ehe der Ritterschlag selbst vor sich geht, wird der Kandidat geprüft, ob er auch gegen alle Unbequem-

bequemlichkeiten abgehärtet ist. Man legt ihm eine schwarze Kugel auf die Zunge; und nun darf er in drey Tagen weder essen noch trinken, auch nicht aus dem Hause gehen. Eine fürchterliche Prüfung, wenn man sich an den gesunden Appetit erinnern will! Den Abend vorher, wo seine Fastenzeit zu Ende geht, versammlet sich Jung und Alt vor seiner Hütte, und alles jauchzet von dem Gerassel der Kürbisklappern. Der Kandidat verläßt seine Hütte zierlich geputzt, setzt sich auf sein Pferd, das mit Federn, Wollfäden, bunten Läppchen und mancherley Klimperwerk ausgeschmückt ist, jagt in gestreckter Carriere nach Mitternacht hin, und kehrt von einem Haufen Abiponer begleitet, eben so schnell zurück zu den Hütten, wo ihn eine alte Priesterin erwartet. Wenn er vom Pferde steigt, hält ihm eine andere Zügel und Lanze. Darauf tritt er vor jene, die auf einer Ochsenhaut sitzt, ehrfurchtsvoll hin, und hört ihre Sprüche aufmerksam und ehrerbietig an. Wenn sie ihre Rede geendigt hat, setzt man sich wieder zu Pferde, reitet nach Morgen, Abend und Mitternacht, und wiederholt dies viermal. Darauf wird dem Kandidaten ein Streif von der Stirne an bis zum Hinterhaupt geschoren; man führt ihn in die Hütte, die zu dieser Ceremonie erbauet und eingeweiht ist, und daselbst empfängt ihn die alte Priesterin mit einer Rede, in welcher sie seine Unerschrockenheit rühmt, die Zahl aller

durch

durch ihn erlegten Feinde angiebt, und endlich mit dem Ausspruche schließt: Er sey werth, Kapitain und vor allen übrigen als ein edler Krieger ausgezeichnet zu werden. Die ganze Feyerlichkeit wird mit einem wilden Trinkgelage geschlossen.

So geringfügig auch zuweilen die Absichten sind, weswegen sie ihr Leben in Gefahr setzen, und dem Tode unerschrocken entgegen gehen, so fällt ihnen doch aller Muth, wenn sie merken, daß der Tod selbst kömmt, um sie aufzusuchen. Ihre sonstige Unerschrockenheit verwandelt sich dann in eine kleinmüthige Feigherzigkeit, die um so quälender ist, da sie sich von allen ihren Hüttengenossen verlassen sehen, wenn man vermuthet, daß ihre Krankheit tödtlich sey. Da sie nur wenigen Krankheiten unterworfen sind, so deuten sie solche, wenn sie eintreten, mehrentheils auf Tod, und alles flieht, um nicht auch von ihm ergriffen zu werden. Sobald der Kranke nicht so ißt, spricht und schläft, wie gewöhnlich, so prophezeyhen sie daraus sein Ende; und deshalb sind bey ihnen die Redensarten: Er ißt nicht, er redet nicht, und er stirbt, gleichbedeutend.

Sobald sich das Gerücht verbreitet, daß einer in den letzten Zügen liege, entfernen sich alle Männer; aber die Weiber, die zu seiner Verwandschaft gehören oder in dem Rufe der Heilkunst stehen, kommen in Schaaren herzu, und umgeben

mit

mit aufgelößtem Haar und entblößter Brust sein Lager zu beyden Seiten. Einige von ihnen fallen über ihn her und beginnen an allen seinen Gliedern herzhaft zu saugen (Diese Operation halten sie für eins der kräftigsten Heilmittel.) Die Vornehmste, welche mehrentheils die Oberpriesterin ist, steht mit einer großen Heertrommel dicht über seinem Kopfe und wirbelt schrecklich auf derselben; andere nehmen von Zeit zu Zeit die Haut herab, womit er bedeckt ist, beurtheilen seine Mienen, und begießen ihn, wenn er noch Athem zieht, weidlich mit Wasser. Die Haut, unter welcher er mit dem ganzen Körper liegt, ist so dick, wie ein Bret und sehr schwer. Sie vergraben ihn darunter, um den Anblick der letzten Zuckungen zu vermeiden. Hört man den Athem des Sterbenden nicht recht vernemlich mehr, so erhebt sich ein großes Geschrey und alles ruft: Chitkanka! Levava! Er ist nicht mehr! Er ist todt! Dies ist die Losung für die Weiber und Mädchen des Fleckens. Alle eilen herzu, und erheben ein gemeinschaftliches Wehklagen. Oft ziehen sie schon in langen Reihen unter einem betäubenden Jammergeschrey vor der Hütte des Verstorbenen auf und ab; plötzlich ruft ihnen eine Stimme zu: La Natatevge! Er lebt schon wieder! Sogleich legt sich das Geheul, einige kehren zu ihren Hütten zurück, andre dringen in die Hütte des Sterbenden, um ihn vollends mit Trommeln,

Klappern und Klagen aus der Welt zu jammern. Stirbt er, so ist es das erste und wichtigste Geschäfte der Anwesenden, daß sie ihm Herz und Zunge aus der Wurzel herausreissen, solche sieden, und dem nächsten besten Hunde vorwerfen, damit derjenige, welcher an seinem Tode Schuld ist, so bald als möglich sterbe. Darauf wird der Leichnam in seine gewöhnliche Tracht gekleidet, in eine Ochsenhaut gewickelt und mit Riemen fest verschnürt. Um den Kopf wickeln sie ein besonderes Tuch. Man wird leicht vermuthen, daß, da sie den Anblick eines Sterbenden nicht einmal ertragen können, sie einen Todten noch weniger lange unter sich dulden werden. Würklich legt man sie schon, da sie kaum kalt sind, auf ein Pferd, und bringt sie zur Grabstätte. Diese wählen sie in Wäldern und Gebüschen, die eine gute Strecke von ihrem Wohnplatz entfernt sind, um sich die Betrübniß zu ersparen, die ihnen der Anblick der Todtenhügel erwecken würde. Die Grube machen sie nicht tief, damit der Verstorbene nicht zu sehr von der Erde belastet werde. Um selbige pflanzen sie Dornhecken, um den Tiegern, denen immer nach Menschenfleisch lüstet, den Zugang zu verwehren. Auf den Grabhügel selbst setzen sie einen umgestürzten Krug, dessen sich der Verstorbene bedienen soll, wenn ihn dürstet; nicht weit davon hängen sie ein Kleid an einem Baum auf, damit er eins bey der Hand

hat,

hat, wenn ihm etwa die Lust ankommen sollte, sich noch einmal auf der Welt umzusehen; und endlich pflanzen sie noch eine Lanze an dem Grabe auf, damit es ihm nicht an Waffen zum Kriege und zur Jagd mangle. Ist der Verstorbene ein Cacique oder sonst ein tapferer Krieger gewesen, so stechen sie die Pferde, die ihm am liebsten waren, mit einem gewissen Gepränge nieder, und pflanzen sie auf Pfählen um sein Grab.

Die Sorge für ein ehrenvolles Begräbniß beschäftigt die Abiponer eben so sehr, als alle ältere und neuere Nationen. Sehen sie, daß einer von ihnen in der Schlacht fällt, so schlagen sie sich mitten durch die Feinde, ziehen ihn aufs Pferd und nehmen ihn mit sich, um ihn in seinem Vaterlande gehörig zu begraben. Da ihnen aber die Fortschaffung des Leichnams auf ihren oft sehr weiten Zügen zu beschwerlich fallen würde, so ziehen sie ihm das Fleisch von den Knochen und vergraben es an einem gleichgültigen Orte. Aber die Gebeine verwahren sie gewissenhaft, und begraben sie im Vaterlande unter dem gehörigen Gepränge. Ist die Macht des Feindes so überwiegend, daß sie die Erschlagenen zurücklassen müssen, so liegt ihren Verwandten nichts so nahe am Herzen, als sie wieder aufzusuchen, sobald sich der Feind zerstreuet hat. Finden sie selbige, so reiten sie damit wie im Triumphe nach Hause.

Auch begnügen sich die Abiponer nicht mit dem ersten dem besten Grabe, sondern sie sorgen eifrig dafür, daß die Söhne zu ihren Vätern, die Weiber zu ihren Männern, und die Enkel zu ihren Großvätern begraben werden, und daß also jede Familie ein eignes Begräbniß habe. Da sie vorzeiten weiter nach Norden gewohnt haben, so wissen sie auch, daß daselbst viele Denkmale von ihren Ureltern vorhanden sind. Diese suchen sie auf, und vereinigen mit ihnen die Gebeine jüngst verstorbener Abiponer, wo sie auch, wegen ihres immerwährenden Herumwanderns, vergraben seyn mögen. Deshalb graben sie solche immerfort wieder aus, führen sie viele Meilen mit sich, bis sie ihnen zuletzt unter den Ueberresten ihrer Voreltern einen Ruheplatz anweisen. Sie zerfließen in Thränen einer kindlichen Freude, wenn sie ihren Brüdern diese letzte Ehre erweisen können. Um diese Grabstätten wieder zu finden, schneiden sie in den umstehenden alten Bäumen gewisse Merkzeichen und Charaktere, die sie von ihren Voreltern ererbt haben.

Dem Verstorbenen ein ehrenvolles Begräbniß zu verschaffen, ist nicht ihre einzige Sorge; sie glauben ihm noch andere Beweise ihrer Achtung und Betrübniß schuldig zu seyn. Zuerst verbrennen sie alle seine Geräthschaften auf einem Scheiterhaufen: sie reisen die Hütte, worin er gewohnt hat, vom Grunde aus nieder; seine Wittwe,

seine

seine Kinder und übrigen Hausgenossen ziehen anderswo hin, und behelfen sich entweder mit einer fremden Hütte, oder leben unter freyem Himmel, die Witterung mag auch noch so unfreundlich seyn. Sie wollen sich lieber dem härtesten Ungemach aussetzen, als ein bequemes Haus bewohnen, das ihnen nach dem Tode des Vaters ein trauriger Aufenthalt geworden ist. Daß sie es für einen Frevel halten, den Namen eines Jüngstverstorbenen auszusprechen, haben wir schon oben beyläufig gesagt. Bringen es ja die Umstände mit sich, daß seiner Erwähnung geschehen muß, so umschreiben sie seinen Namen, oder sie sagen: Der Mann, der nicht mehr ist. Alle seine Freunde und Verwandte bekommen neue Namen, und wenn auch nur ein unmündiges Kind stirbt, so unterlassen sie diese Gewohnheit nicht.

Dieses sind die auffallendsten und merkwürdigsten Züge dieser sonderbaren Nation, die wir aus dem weitschweifigen Werke des Hrn. D. in diesem Auszuge zusammengedrängt haben. Wir glauben ihn nicht besser schließen zu können, als wenn wir nun noch das Porträt eines Abiponers aufstellen, der unsere Achtung eben so sehr verdient, als irgend ein merkwürdiger Mensch des Alterthums und der neuern Zeiten.

Er hieß Ychoalay und war aus einem ansehnlichen Geschlechte der Rükahe entsprossen. Er war ungewöhnlich groß, und hatte ein läng-

 lichtes

lichtes Gesicht mit einer Adlernase. Sein Körperbau war mannhaft und stark, und ertrug die größten Beschwerlichkeiten des Krieges unerschütterlich. Als seine Nation eine Zeitlang mit den Spaniern Friede machte, vermiethete er sich unter ihnen bald als Bereiter, bald als Viehwärter, und nahm den Namen Benavides an. So sehr er das Christenthum haßte, so sehr gefiel ihm die spanische Sprache. Um sich recht vollkommen darin zu machen, gieng er nach Santa Fe in Chili, und machte diese Reise mit einem spanischen Fuhrmann, der mit vielen Frachtwagen dahin zurückkehrte. Er diente ihm anfangs als Pferdeknecht, vertauschte aber in der Stadt Mendoza diese Stelle mit dem Stande eines Winzers. Er diente seinem Herrn mit unerschütterlicher Treue, ward aber nicht gewissenhaft von ihm gelohnt, und dies erweckte ihm einen Groll auf die Spanier, der in Wuth und Erbitterung übergieng als er erfuhr, daß ihm sein Mitgesell im Weinberge, auf Anstiften seines Herrn, der seine Rache fürchtete, hinterrücks das Leben zu rauben suchte. Sogleich kehrte er zu seinen Landsleuten zurück, gesellte sich zu ihnen, wenn sie Streifzüge unternahmen, und zeigte sich so unerschrocken, daß er bald zum Partheyführer erwählt wurde. Alle seine Unternehmungen führte er mit einer bewundernswürdigen Thätigkeit aus, und in kurzer Zeit ward er das Schrecken der

Spanier

Spanier und der Stolz seiner Landsleute. Alle wollten bey ihm wohnen, und mit ihm zu Felde ziehn; alle glaubten unter seiner Anführung dem gewissen Siege und einer unermeßlichen Beute entgegen zu gehen.

Es ist sonderbar, daß er bey aller seiner Erbitterung, bey allem dem Unheil, welches er in den spanischen Kolonien anrichtete, die Stadt Santa Fe, wo er sich so lange aufgehalten hatte, beständig verschonte, und weder selbst einen Priester tödtete, noch einen von seinen Leuten tödten ließ. Oft hatten letztere schon die Lanze auf solch einen wehrlosen Mann geschwungen, als er dazwischen trat, und sie beschämte. Tiger, sagte er, wollt ihr eure Lanzen mit dem Blute färben, die keine Soldaten sind, und zu ihrer Vertheidigung nichts haben, als den elenden Strick?

Seine Gemüthsart war rauh, stürmisch und stolz. Den Muth anderer Abiponer konnte er nie ohne Unwillen rühmen hören. Auf seiner Meynung bestand er unerschütterlich, und wollten ihm seine Landsleute bey einer vorgeschlagenen Unternehmung nicht beypflichten, so gieng er ganz allein, und sollte er auch nur Einen Spanier niedergestochen, nur Ein Pferd erbeutet haben. Gegen seine Freunde war er überaus gefällig und leutselig, aber nie konnten selbst seine Vertrautesten ein Wort von ihm herausbringen, wenn er auf feind-

liche Unternehmung sann. Unter der Menge von Hüten und Hauben, womit er abwechselnd seinen Kopf zu bedecken pflegte, hatte er auch ein gelbes Häubchen von Wolle. „So oft er dieses aufsetzte, sagt Hr. D., fand ich ihn immer ernsthaft und nachdenkend, und dann hütete ich mich wohl, ihm zu nahe zu kommen, oder ein Wort mit ihm zu sprechen. Ich konnte an diesem Häubchen gleichsam wie an einer sturm = und regenschwangern Wolke sehen, daß den Spaniern ein Ungewitter von Seiten des Rchoalay drohete."

War er aber einmal so weit gebracht, daß er Frieden zusagte, so hielt er ihn auch mit einer unverbrüchlichen Gewissenhaftigkeit, und brachen ihn seine Landsleute, so behandelte er sie wie Feinde. Oft trieb er große Schaaren von Pferden, die sie bey solchen Gelegenheiten geraubt hatten, mit eigner Hand in die spanischen Kolonien zurück, und stellte sie den Eigenthümern wieder zu. Wenn sie ihm Geschenke dafür machen wollten, so ward er unwillig und sagte hitzig: „Wißt ihr nicht, daß ich euer Freund bin? Das einzige wünsche ich von euch: seht es nicht so an, als ob ich sie euch hätte wiederbringen müssen! Nein, es war mein freyer Wille!" — Seine Landsleute haßten ihn endlich wegen dieser Großmuth, und hielten ihn für ihren Feind. Darum klagte er immer: „Meine

Brüder

Brüder nennen mich jetzt böse, da ich rechtschaffen bin! Sonst nannten sie mich gut, da ich böse war!"

Hr. D. hatte ihm bey der Ausbreitung des Christenthums sehr viel zu danken. Ob er gleich keine eigentliche Obergewalt über seine Landsleute hatte, so verschafte ihm doch sein Muth, sein gesunder Verstand und seine Erfahrung einen entscheidenden Einfluß. Dadurch vermochte er die andern bey dem Unterrichte fleißig zu erscheinen; er selbst aber kam anfangs nicht, so oft man ihn auch bat und dazu ermahnte. „O, Pay, laß mich, sagte er, lieber auf den Tod des Oaherkaikin (sein unversöhnlichster Feind), denken! Mein Kopf ist voll von Kriegssorgen. Wenn Friede ist, will ich kommen und dir zuhören! Der Krieg ging an, und nach einigen Zügen kam es zum Waffenstillstand. Nun erinnerte ihn der Pater an sein Versprechen. „Pay, sagte er ängstlich, ich will nur erst meine Meierey zur Sicherheit meiner Schaafe umzäunen, dann werde ich Zeit haben, dir zuzuhören!"— Diesmal hielt er Wort. Wenige Tage nachher sah ihn der Pater mit Freude und Erstaunen mitten unter den Knaben auf der Erde knieen, beten, antworten, und von dieser Zeit an war niemand öfter, sittsamer und gelehriger in der Kirche. Wenn der Pater predigte, so nickte er ihm entweder mit

dem Kopfe Beyfall, oder schrie plötzlich auf: Kleera! Revorken! oder Chik Akrelagrikan! Das ist gewiß! Freylich wohl! Ich zweifle nicht. Er wollte dadurch zu verstehen geben, daß er die Worte des Paters von ganzem Herzen billigte.

Da die Abiponer die Taufe als tödtlich fürchteten, so konnten sie anfangs nicht dazu gebracht werden. Denn da die Patres gewohnt waren, den Sterbenden, wenn sie keinen großen Widerstand fanden, die Taufe zu geben: so glaubten sie, der Tod, der gewöhnlich erfolgte, rühre von dieser Ceremonie her. Ychoalay trug das meiste zur Zerstreuung dieser Furcht bey, und in wenig Zeit ließen sich theils Alte selbst taufen, oder den Kopf waschen, wie sie es nannten, theils erlaubten sie, daß ihre Kinder getauft wurden. Er selbst ließ seine Kinder zwar taufen, aber für seine Person war er anfangs nicht dazu zu bewegen, weil er sich immer mit Kriegssorgen entschuldigte. Endlich, nachdem er Frieden mit seinen Feinden geschlossen hatte, reichte er sein Haupt willig dar, und die Taufhandlung ward zu Santa Fe im Palaste des Statthalters mit vielen Feyerlichkeiten vollzogen.

Für die Sicherheit der Patres wachte er mit Blut und Leben. Wenn er hörte, daß Feinde im Anmarsch wären, so warnte er sie, trat auch wohl mit seiner Lanze vor ihr Haus, und em=

pfing

pfing daselbst den Feind. Wenn einer seiner Landsleute einen Pater beleidigte, so rügt' er es so strenge, als wenn er selbst beleidigt worden wäre. Wenn einer unpaß war, so trieb er Schaaren von Arzneikundigen aus allen umliegenden Kolonieen zusammen; kam selbst nicht von ihm weg, und that ihm mit nassen Augen allerley kleine Dienste.

Als eine Parthey Abiponer zu einer Kolonie zusammengezogen war, wurden sie von der spanischen Regierung mit Schaafen und Ochsen unterstützt, die man in einer kleinen Meierey hegte. Wenn ihnen nun der Appetit ankam, so zogen sie den ersten, besten Ochsen heraus und schlachteten ihn. Da dies viel Unordnung verursachte, so beschwerten sich die Patres bey dem Ychoalay darüber, und er setzte eine Strafe von zwey Pferden für jeden auf diese Art geschlachteten Ochsen. Die Strafe trieb er mit Gewalt ein, und dabey sah er niemand durch die Finger. Einmal bemächtigte sich ein Fremder, der noch nicht lange zur Kolonie gekommen war, einer Kuh, und schlachtete sie, weil er sie für ein Gemeingut des Fleckens ansah. Ein anderer kam dazu und sagte: Wie, du getrauest dir des Ychoalay Kuh zu schlachten? Wehe dir, wenn er er es erfährt! — Ueber diese Drohung erschrocken, packt der Freybeuter die zerstückte Kuh auf sein Pferd, und reitet gerade, nach der Hütte des

Ychoa=

Ychoalay. Sieh, sagte er, das ist das Fleisch von deiner Kuh, die ich aus Irrthum getödtet habe, weil ich glaubte, sie gehörte der Kolonie gemeinschaftlich!" — „So glaubst du, Unsinniger, antwortete Ychoalay ergrimmt, daß man die Kühe der Kolonie ungestraft schlachten könne? deine Entschuldigung ist böser, als deine That! Packe dich! Aber weil du die Kuh einmal angegriffen und geschlachtet hast, so sollst du sie auch zu deiner Schande verzehren. Geh deiner Wege!" — So behandelte er die, welche ihm selbst Schaden zufügten, mit Nachsicht, die aber den Flecken beeinträchtigten, mit vieler Strenge.

Eben dieser Ychoalay war es, der dem bestohlnen Pater die stolze Antwort gab, deren wir oben gedacht haben.

So sehr er sich ehedem im Morden vor seinen Landsleuten ausgezeichnet hatte, so streng rächte er nach der Zeit alle Todschläge. Er lebte mit einem Weibe zufrieden, erschien bey keinem Trinkgelage, ausser wenn über kriegerische Unternehmungen berathschlagt werden sollte, und war ein geschworner Feind der Trunkenheit und aller Betrunkenen. Durch sein Beyspiel spornte er seine Brüder an, den Ackerbau zu treiben, Häuser zu bauen, und sich im Christenthume zu befestigen.

Die

Die Patres, um ihm ein Kompliment für seine Dienste zu machen, beschenkten ihn mit einem silberbebrämten Hut. Obgleich er sonst kein Freund vom Putze war, nahm er ihn doch an und setzte ihn auf. Kaum erschien er öffentlich damit, so kam ein anderer Abiponer und sprach: Gib mir ihn! Sogleich gab er ihm solchen, um seiner Pflicht als Cacique eine Genüge zu leisten. Durch diese Freygebigkeit erwarb er sich die unumschränkte Liebe der Kolonie, und alles kam und wollte für ihn arbeiten.

Die Patres gaben ihren Arbeitern täglich eine Portion Thee, die sie mit Begierde trunken. Das misfiel ihm. „Ihr seyd von Jugend auf an kaltes Wasser gewöhnt, sagte er: warum soltet ihr nicht dieses warmen Tranks entbehren können? Wenn ihr meinem Rath nicht folget, so wird euch diese Gewohnheit zur Natur werden, und ihr müßt dann Thee trinken! Entsagt ihr aber jetzt dem Gebrauche desselben, so wird es euch nicht schwer ankommen, ihn zu entbehren, wenn einmal andere Umstände eintreffen, oder wenn euch der Pay keinen mehr geben will.“

Die Patres ersuchten ihn öfters, wenn er etwas bedürfte, sollte er es nur von ihnen fordern; aber er war nie dahin zu bringen, etwas zu verlangen. Er war ihnen am wenigsten lä-

stig

stig, und doch der Bescheidenste unter allen. Ob er sich gleich durch seinen Heldenmuth so sehr ausgezeichnet hatte, ließ er sich doch nie auf oben beschriebene Weise adeln, und behielt immer seinen ersten Namen Ychoalay bey. In Kleidung und Rüstung haßte er alle Pracht, und andere, die sich auf so etwas brüsteten, würdigte er weder seines Umganges noch eines Blickes.

II.

Die Oronokesen *).

Längs dem ungeheuren Oronokofluß wohnen viele einzelne Völkerschaften, die sich in ihren Sitten und Gebräuchen untereinander sehr ähnlich sind. Die vornehmsten darunter sind, die Saliven, Kariben, Tamanachier, Arnacher, Parechier, Manaiti, Maizuri, Guavi, Piari, Guipunavi, Jaruri u. v. a. Ihre Farbe ist gewöhnlich ein dunkeles Braun, das ein wenig ins Röthliche übergehet. Einige sind zwar schwärzlich, doch hat ihre Schwärze nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der Schwärze der Neger. Die nahe am Oronoko wohnen, sind bräunlicher, als die Bewohner der Wälder und Berge.

Weiber

*) Des Abbate Gilii Nachrichten vom Lande Guiana, dem Oronokofluß und den dortigen Wilden. Hamb. 1785.

Weiber und Männer sind von der gewöhnlichen Größe der Europäer. Die Weiber sind wenig schwächer und kleiner als die Männer, weil sie den Wuchs nicht mit Schnürbrüsten einzwängen, selbst ihre Stimme ist männlich und grob. Blinde, Lahme und Buckligte sind sehr selten unter ihnen. Ihre Gesichtsbildung ist nicht häßlich, obwohl etwas finster. Ihre Augen sind schwarz und lebhaft; auch scheinen sie den Sitz der Schönheit hauptsächlich in den Augen zu suchen. Wenn sie z. B. die Schönheit einer Person beschreiben wollen, so ist der einzige Ausdruck, den sie dafür haben, dieser: Avangiao maté itanuru d. i. sie hat schöne sanfte Augen. Doch sagen sie auch zuweilen Avangiao maté iperi d. i. sie hat eine schöne Stirn. Sonst sind alle ihre Züge regelmäßig und nur bey wenigen trift man eingedrückte Nasen.

Man sollte glauben, daß Leute, die lebenslänglich der brennenden Sonnenhitze ausgesetzt, in Wäldern und auf Wiesen umherschwärmen, einen festen, starcken Gliederbau und ein fürchterliches Ansehn haben müßten; aber so ist es nicht. Sie sind unbärtig und so zart und weichlich gebaut, daß man glauben sollte, sie wären nie an die freye Luft gekommen.

Ihr Haupthaar ist zwar stark und dick, aber an ihrem übrigen Körper lassen sie keins zum Vorschein kommen. Sie pflegen die Haare der Augen-

braunen, des Bartes und sogar der Wimpern, (doch letztre nicht durchgängig) sorgsam auszuraufen. Sonderbar ist es, daß ihr Haupthaar, selbst im höchsten Alter, sehr selten grau wird. Blonde Haare sind ihnen eine große Lächerlichkeit. Runzeln im Gesicht sind bey ihnen eben so unerhört, und das einzige Kennzeichen, wonach man ihr Alter berechnen kann, sind ihre Füße, deren obere Haut bey zunehmenden Jahren sehr zusammen runzelt. Vielleicht giebt es kein schwächeres Volk in der ganzen bekannten Welt. Sie gleichen den Blumen, die verwelken, sobald man sie pflückt. Jede Veränderung der Luft ist ihnen empfindlich; sie sind vielen Krankheiten unterworfen, und werden gewöhnlich die Beute eines frühzeitigen Todes. Aber bey aller ihrer Schwächlichkeit sind sie erstaunlich gewandt und leicht. Männer und Weiber schwimmen vortreflich und regieren ihre Kähne mit außerordentlicher Geschicklichkeit. Sie erklettern die höchsten Bäume und holen die Früchte von den zartesten Wipfeln herab. Ihre Glieder sind unendlich biegsam. Um ein Messer, eine Stecknadel u. d. gl. von der Erde aufzuheben, bücken sie sich nicht, wie wir, sondern sie bedienen sich ihrer Zehen dazu, die, weil sie nie durch Schuhe gedrückt und unbehülflich gemacht werden, bey ihnen wie unsere Finger weit von einander abstehen.

Alle diese Völker gehen ganz nackend, was bey ihrem brennenden Klima nicht zu verwundern

ist.

ist. Herr Gilii machte den Versuch, und gab ihnen Kleider, weil ihm ihre natürliche Bekleidung, besonders bey den Weibern, sehr anstößig war; aber sie legten sie bald wieder ab, und als er sie darüber zu Rede setzte, antwortete ihm eine der lebhaftesten: „Es ginge so nicht an; sie schämten sich — bekleidet zu gehen." Nur diejenigen, die das Christenthum annahmen, gewöhnten sich nach und nach an Kleidung. Die übrigen haben zu ihrer Bedeckung nichts, als einen Schurz, der bey den Weibern höchstens eine Spanne breit, bey den Männern aber etwas größer ist. In diesem Aufzuge erschienen die Abanier männlichen und weiblichen Geschlechts vor Herrn Gilii. „Mein schwaches Gesicht (sagt er sehr naiv) war mir bey dieser Gelegenheit ein rechter Trost!"

So wenig Werth sie auch auf den Gebrauch der Kleider setzen, so sind die Weiber gegen den Putz dennoch nicht gleichgültig, und sie suchen alles hervor, um in den Augen der Männer zu glänzen. Sie setzen einen großen Werth auf ihr langes Haar, kämmen es fleißig und salben es unaufhörlich mit Palm- oder Schildkrötenöl, um ihm einen schönen Glanz zu geben. In den Ohren tragen sie kleine länglichte Silberplatten; (die sie mehrentheils aus spanischen Geldmünzen verfertigt haben) die minder reichen begnügen sich mit fingerlangen Hölzchen oder Röhrchen. Im Nasen-

Bayerische Staats-Bibliothek München

knörpel tragen sie eben diese Zierrathen. Auch haben sie alle ohne Ausnahme eine kleine Oeffnung in der Unterlippe, worin sie Stecknadeln und andere dergleichen kleine Geräthschaften zu tragen pflegen. Die Weiber tragen eine Menge Glaskorallenschnüre, auch wohl länglichte Stückchen von gebrannter Thonerde, oder wohlriechende kleine Wurzeln um den Hals. Auch ihr Schurz ist nicht ohne Zierrathen. Einige tragen ihn von schönen Zeugen, andere von schlechtern, aber alle sind mit bunten Fäden ausgenähet. Die Schurze der Arnacher sind ein Gewebe von mancherley schönfarbigen Korallen, und werden von den übrigen Indianern sehr geschätzt. „Sie würden auch in der That recht artig seyn (sagt Herr Gilii) wenn sie nur mehr bedeckten!"

Fast alle diese Völker, besonders aber die kriegerischen unter ihnen, scheeren sich das Haupt, doch so, daß sie immer ein paar Büschel, zuweilen auch wohl nur drey oder vier einzelne Haare, zur Zierde stehen lassen. Von Hüten oder andern Bedeckungen des Kopfes wissen diese Völker nichts. Federn sind ihr einziger Kopfputz. Einige tragen sie wie einen Kranz um die Stirne, andere verfertigen sich eine Art von Mütze daraus. Die Ohren pflegen sie sich in ihrer Kindheit zu durchlöchern. Bey einigen sind diese Oefnungen sehr klein, bey andern so groß, daß man eine Citrone durchstecken kann.

Männer

Männer und Weiber bemalen den ganzen Leib mit gewissen Farben, die sie als ihre eigentliche Kleidung betrachten. Wenn man sie unbemalt antrift, so stehen sie eben so beschämt da, als wir, wenn man uns unbekleidet überrascht.

Sie haben zweyerley Arten, sich zu bemalen, die eine ist für alle Tage und wird mit einer einzigen Farbe exekutirt, womit sie ohne alle Verzierung den ganzen Leib bemalen; die andre ist für Feste und Feyerlichkeiten; bey solchen Gelegenheiten malen sie die eine Hälfte des Gesichts roth, die andere gelb, den Leib und die Füsse auch roth, und die Beine schwarz, oder auch umgekehrt. Einige haben auch gewisse aus Thon gebrannte Stempel, mit denen sie auf Brust und Lenden allerley seltsame Figuren drücken. Doch ist dies eigentlich eine Mode der Kariben, die nicht alle übrige mitmachen. Ueberhaupt geben d.. Kariben den Ton in den hiesigen Moden an. Diese tragen auch um die Knöchel eine Art von engen vier bis fünf Finger breiten Strümpfen, die aus Palmfibern sehr fest gewirkt sind.

Nach dem, was wir oben von der Schwächlichkeit dieser Nationen gesagt haben, ist leicht zu vermuthen, daß sie auch vielen und mancherley Krankheiten unterworfen seyn müssen, besonders da das Klima und eine große Menge von fliegenden und kriechenden Insekten, mit vereinigter Zerstörungswuth auf die Bewohner dieser Gegen-

den fallen. Fieber, Disenterien, tödtliches Erbrechen, Augenflüße, die oft in Erblindung ausschlagen, Aussatz, venerische Anfälle und vorzüglich die Blattern, die diese harmlosen Völker für ihr Gold von den Europäern eingetauscht haben (denn daß sie uns die Lustseuche dafür gegeben hätten, ist nach den neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand nicht völlig erwiesen) sind die Würgengel, die in diesen Gegenden die Menschheit um so unwiderstehlicher verheeren, da es ihnen an erfahrnen Aerzten fehlt, und da sie in vielen Fällen durch Vorurtheile abgehalten werden, den Kranken mit Rath und Hülfe gewärtig zu seyn.

Zwar giebt es gewisse Leute unter ihnen, die sich mit Heilung der Kranken abgeben, und deswegen einer großen Achtung bey ihren Landsleuten genießen. Sie nennen sich Piaci, und besitzen wirklich einige Kenntnisse von Pflanzen und Kräutern; wissen ihre Namen, und kennen auch einigermaßen ihre Eigenschaften. Unglücklicherweise aber sind ihnen die schädlichen Wirkungen eben so bekannt, als die heilsamen, und nicht selten bedienen sie sich ihrer Wissenschaft aus Haß, oder um andere Leidenschaften zu befriedigen, zum Schaden ihrer leichtgläubigen Landsleute. Daher kömmt es, daß diese, wenn sie krank werden, die Ursach davon bey ihren Aerzten suchen. Wenn allgemeine Krankheiten wüthen, so sagen sie: die

Piaci

Piaci haben die Luft oder die Quellen, woraus sie ihr Wasser schöpfen, mit ihrem Hauche vergiftet, oder, sie hätten giftige Kräuter auf den Fußsteigen vergraben und dadurch alle, die darüber gegangen, krank gemacht.

Es ist das Interesse dieser Piaci, sich in dieser Furcht und Achtung bey ihrem Volke zu erhalten, und ihren Stamm nicht ausgehen zu lassen. Deshalb wählen sie von Zeit zu Zeit Lehrlinge, die sie von ihrer frühsten Jugend an, von allen übrigen abgesondert, in den dicksten Wäldern für ihre Kunst bilden und erziehen. Gewöhnlich nehmen sie die verschlagensten und boshaftesten Knaben dazu, die dann nach einigen Jahren als geschickte und erfahrne Aerzte zu ihren Landsleuten zurückkehren. Sonst zeigen sich diese Leute durch ihr Aeusseres von den übrigen Wilden nicht aus. Nur durch einen finstern Blick, durch ein einsames Leben, durch lange Haare und ein strengeres Betragen unterscheiden sie sich von den übrigen.

Bey Volksversammlungen und andern Feyerlichkeiten haben sie den Vorsitz. Bey solchen Gelegenheiten ist eine Kürbisklapper, die sie unaufhörlich schütteln, ihr Abzeichen. Keiner darf es wagen, sich der Meynung des Piaci zu widersetzen, und dieser kann, so oft er will, die ganze Nation nach seinem Willen lenken. Bey Krankheiten pflegen sie, statt aller übrigen Arzeney,

 dem

dem Patienten mit ihren holen Kürbissen die Ohren voll zu klappern, und gewisse Verse dabey herzusagen, die ausser ihnen niemand versteht. Ueberdies berühren sie mit ihrem Munde, Kopf, Brust, Arm und die übrigen schmerzhaften Theile des Kranken, und geben vor, daß sie aus diesen Theilen, Steine und Dornen herauszögen, die sie aber vorher im Munde bereit hielten. Baden, Blutabzapfen und Fasten sind die Hauptmittel, deren sie sich bey der Behandlung ihrer Kranken bedienen; doch pflegen sie diesen nicht die große Wirkung beyzulegen, die sie ihrem Anhauchen, ihrem Geklapper, und ihrem unverständlichen Abrakadabra zuschreiben.

Ueberhaupt gehen die Pralereyen von ihrer Macht über die Natur ins Große. So sagen sie: sie hätten den Mond zur Strafe seiner Vergehungen verwundet, daher habe er so eine rothe blutige Farbe. Sie können Regen kommen lassen, und ihn verhindern. Um letzteres zu bewirken, stellen sie sich, sobald sich an einer Seite des Himmels schwarze Wolken zusammen ziehen, dieser Seite gegen über und hauchen aus allen Kräften die Wolken zurück. Sie bedienen sich dazu eines Beutels, den sie am Halse tragen und durch welchen sie den Wolken entgegen blasen.

Gegen die Missionaren sind sie mit ihren Künsten sehr zurückhaltend, weil sie fürchten, daß sie ihnen auf die Spur kommen möchten. Sie leugnen

nen daher immer, daß sie Piaci sind, wenn man sie darum befragt. Nur ein einziger war aufrichtig genug, Herrn Gilii zu gestehen, daß er ein Piaci sey. Ich erhebe mich alle Tage zum Himmel, sagte dieser Aeskulap: und sehe zu, wie Gott den Tiegern ihr Futter giebt. Ich habe den Eingang der Hölle gesehen, der so enge ist, daß die Menschen nicht hindurch können. Die Piaci aber," setzte er hinzu: „springen unter Gesang und Gebet, gerade wie du, wenn du die Messe liesest, über die Hölle hinweg, und landen jenseit derselben!"

Herr G., der sich in vielen Stellen seines Buchs als ein starkgläubiger Katholik zeigt, hätte die Pralerey dieses Piaci nicht so übel aufnehmen sollen. Er war immer noch sehr bescheiden. Der ehrwürdige Pater Cochem hat ja nicht bloß den Eingang der Hölle, sondern die Hölle selbst gesehen, und sogar ausführlich beschrieben.

Uebrigens sind die Weiber der Hauptgegenstand aller Kunstgriffe und Ränke der Piacis. Ihre eigene Frauen sind immer die schönsten unter allen, doch verlieren sie dabey auch die Frauen anderer Männer nicht aus den Augen, und die Gelegenheiten, die ihnen ihre Profession als Aerzte giebt, wissen sie meisterhaft zu nutzen.

Herr G. widerspricht der Bemerkung einiger Schriftsteller, daß diese Piaci die Priester dieser

Wilden wären. Letztere bezeigen keinem höchsten Wesen ihre Verehrung; sie bedürfen also keiner Priester. Ob sie überhaupt Begriffe von einem höhern Wesen haben, soll weiter unten untersucht werden. Gewiß ist es, daß sie sich um ein künftiges Leben wenig bekummern, und daß sie dafür das gegenwärtige durch Essen, Trinken und Beyschlaf desto froher genießen.

Wenn sich die Wilden gegen ihre Kranken gleichgültig bezeigen, so geschieht es nicht gegen ihre Todten. Kaum ist ein Vater, eine Mutter, ein Sohn oder eine Tochter gestorben, so bricht alles in bittere Thränen und laute Klagen aus. Die Weiber drängen sich zum Bette des Verstorbenen, umringen es, und drücken ihren Schmerz in natürlichen, unaffektirten Klageliedern aus. Sie bestehen darin, daß sie den Verlust, den die Nation, oder die Familie erlitten, kürzlich besingen, den Verstorbenen als einen großen Jäger rühmen, nachher aber nur bloß seinen Namen wiederholen. Aber auch diese Wiederholung ist noch einigermasen musikalisch, da sie die Stimme bald erhöhen, bald in halben Tönen sinken lassen. Gewöhnlich sprechen sie den Namen sechsmal nacheinander aus, dann erfolgt eine kleine Pause, und darauf geht der Gesang von neuem an. Die Männer sitzen unterdessen still und niedergeschlagen, und unterbrechen ihr Stillschweigen nur von Zeit zu Zeit durch Seufzer und Thränen.

Einige

Einige dieser Nationen haben den Gebrauch, alles Geräthe, was dem Verstorbenen gehörte, zu zerbrechen oder zu verbrennen, ja selbst die Pflanzen und Wurzeln, die er gesteckt oder gesäet hat, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Herr Gilii that bey einer solchen Gelegenheit dem Oberhaupte der Monaitis, dem seine Tochter gestorben war, Vorstellungen über diese seltsame und schädliche Gewohnheit. „Ach, erwiederte er,“ ich pflanzte diese Pananas und diese Juccawurzeln um meine Tochter zu speisen und zu kleiden! Dazu kann ich sie jetzt nicht mehr brauchen! Was sollen sie mir also, da sie mich täglich an meinen schmerzlichen Verlust erinnern würden!“

Die Art, wie die Wilden ihre Todten begraben, ist sehr einfach. Die Hangmatte, die ihm im Leben zum Lager diente, bleibt es auch im Tode. Mit den Stricken, woran sie hängt, wickeln sie ihm dieselbe fest um den Leib. Darauf graben sie in der Hütte ein Loch und scharren ihn mit Hausrath und Waffen hinein. Einige andere Nationen legen ihre Todten in Höhlen, und wälzen, um den Körper gegen die wilden Thiere zu sichern, einen Stein vor dieselbe. Hat sich durch die Länge der Zeit das Fleisch von den Knochen gelöst, so verwahren sie letztere in Gefäßen von Thon und Palmrinde, und setzen sie in irgend eine Grotte oder selbst in ihre Hütten. Einige

pflegen auch ihre Todten, wie die Asiater, zu verbrennen.

Die Trauer beobachten die Oronokesen (wie wir diese Völker mit einem allgemeinen Namen nennen können) mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit.

Die Tamanachier entsagen während derselben ihrer Malerey und ihrem übrigen Putze. Sie schneiden auch ihr langes Haar ab, und nehmen nicht eher eine heitere Miene wieder an, als bis es wieder zu seiner vorigen Länge gewachsen ist. Auch die Weiber legen bey solchen Gelegenheiten alle ihre Korallen-, Perlen- und Muschelschnüre ab. Die Maipuris hingegen, die gewöhnlich mit geschornem Kopfe gehen, lassen ihr Haar bey solchen Gelegenheiten eine bestimmte Zeit wachsen, darauf wird es mit gewissen Ceremonien wieder abgeschnitten, die zu einem Feste Gelegenheit geben, an welchem die ganze Gemeinde zusammen kömmt, um den Verwandten den Tod ihres Vaters oder Bruders noch einmal beweinen, und darauf unter Gesang und Tanz eine Art von Todtenschmaus verzehren zu helfen.

Der Charakter dieser Völker, ist der Charakter der Kinder. Sie sind biegsam, gelehrig, unterwürfig, geduldig und sehr geneigt, die Sitten und Belehrungen Anderer anzunehmen. Sie sind überaus neugierig, und glauben denen, die sie für erfahrner und klüger halten, alles aufs Wort.

Daher

Daher kömmt es, daß sie böse und gute Sitten mit gleicher Willigkeit und Schnelligkeit annehmen. Herr G. rettet sie von dem Vorwurfe der Undankbarkeit, welchen ihnen einige Reisebeschreiber gemacht haben. Nichts sey gewöhnlicher, sagt er, als daß sie einen Europäer für ein schlechtes Messer, mehrere Tage hindurch nach ihrem besten Vermögen bewirthen, und ihm alle ersinnliche Gefälligkeit erzeigen. Wahr sey es indessen, daß sie in ihrer Sprache für den Begriff der Dankbarkeit kein Wort haben, und daher ein empfangenes Geschenk bloß mit einem lakonischen aber frohen Uh! erwiedern; aber dies sey ein Fehler ihrer rohen und armen Sprache, keinesweges ihres Herzens, welches erhaltene Gefälligkeiten lieber mit Gegendiensten, als mit leeren Worten, zu erwiedern pflegt.

Als Beweis ihrer dankbaren Gemüthsart stellt Herr G. den Umstand auf, daß sie ihre Missionaren lieben, und mit allen Lebensbedürfnisses willig versehen. Besonders zeigen sie für den Missionar, der sie zuerst aus den Wäldern ins Freye führt, eine große Anhängigkeit. „Ach rufen sie aus: er muß uns gewiß recht herzlich geliebt haben, daß er sich so vielen Beschwerlichkeiten aussetzte, um uns in den dicken Wäldern aufzusuchen, und mit sich ins Freye zu nehmen! Wie oft wird er sich nicht auf dem Wege die Füße verwundet

det haben!"— Wenn neue Missionare, welche die Stelle der vorhergehenden ersetzten, ihnen zuweilen unzeitige Vorwürfe machten, so sagten sie öfters: „Man sieht wohl, daß du unsertwegen deine Füße nicht verwundet hast!"

Auch von dem Vorwurfe der Unmäßigkeit rettet Herr G. seine Wilden. Es gehen Monate hin, während welcher sie nichts als Früchte und gerösteten Maiz genießen; und kömmt ja einmal eine Schildkröte zu diesen Gerichten, so ist ihnen dies ein wahrer Schmaus. Doch ist es wahr, daß sie sich nach einem glücklichen Fischfange für ihre lange Enthaltsamkeit schadlos halten, und nicht eher aufhören, als bis ihr ganz erbeuteter Vorrath verzehrt ist. Dies ist aber bloß die Folge ihres langen Fastens und ihres hitzigen Klima, wodurch sie verhindert werden, etwas aufzubewahren.

Aber lügenhaft sind diese Völker im allerhöchsten Grade. Die ersten Worte, die ihre Kinder lernen, brauchen sie, um die Wahrheit zu verhelen. Wenn man auch die gleichgültigste Frage an sie thut, so antworten sie doch immer: „Wer kans wissen?" Fragt man aber z. B. „Giebt es in dem benachbarten Walde gutes Bauholz?" so antworten sie geradezu: „Nein, es ist keins da!" Oder: „Hast du Schildkröten, oder Cassava?" so heißts:

„Ich

„Ich habe keins von beyden!" Das Lügen scheint bey ihnen in ein System gebracht zu seyn. Auch lügen sie so passend und wahrscheinlich, daß man gewöhnlich dadurch hintergangen wird. Da sie keinen Gott annehmen oder kennen, so haben sie auch in ihrer Sprache keine Schwüre und Betheurungen; demungeachtet sind ihre Versicherungen so gut gewählt, und mit so treuherzigen Blicken begleitet, daß sie mehr Gewicht haben, als die Schwüre im Munde eines Andern. Es giebt jedoch einige Mittel, hinter die Wahrheit oder Unwahrheit ihrer Aussage zu kommen; man darf z. B. nur auf ihre Antwort acht geben, wenn man ihnen etwas zusagt, was sie gethan haben sollen. Ist der Indier unschuldig, so sagt er geradezu: „Es ist gelogen;" fragt er aber: „Wer hat es dir gesagt?" So kann man annehmen, daß er sich schuldig wisse. Wer hat nicht diese simple Art der Inquisition bey Kindern oft versucht und bewährt gefunden. Man muß einen Indier also nie fragen: „Hast du dies oder jenes?" sondern man muß dies als gewiß voraus setzen und geradezu sagen: „Schaffe mir Bauholz aus dem Walde! Gieb mir Cassave!"

Uebrigens schämen sie sich gar nicht, wenn sie über einer Lüge ertappt werden, sie bilden sich vielmehr viel darauf ein, wenn sie recht geschickt gelogen haben.

Noch eingewurzelter ist bey ihnen der Hang zur Trunkenheit. Kein Wilder wird eine Gelegenheit, wo er sich volltrinken kann, unbenutzt vorbey lassen. Sie verstehen die Kunst aus türkischen Waizen, aus der Juccawurzel und selbst aus einigen Früchten starke Getränke zu bereiten. Das gewöhnlichste darunter nennen sie Ciccia, welches sie aus Saamen und Früchten kochen, und bey ihren öffentlichen Zusammenkünften, wo zugleich getanzt, gesungen und gerauft wird, in großen Quantitäten zu sich nehmen. Tage und Nächte hindurch dauren diese lermenden Trinkgelage, und ihre Trinklust legt sich erst mit dem letzten Tropfen. Ein Glück ist es, daß die Trunkenheit in solchen Fällen doch nie allgemein wird. Es giebt immer einige in der Gesellschaft, die sich aus gewissen Ursachen vor einem Rausche hüten. Unter diesen Ursachen sind folgende die wichtigsten: Wenn einer vor kurzem Händel gehabt hat und befürchtet angefallen oder vergiftet zu werden; oder wenn er besorgt, daß die Liebhaber seiner buhlerischen Frau Händel mit ihm anfangen möchten!

Die Weiber sind bey solchen Gelegenheiten immer nüchtern, obgleich sie das Amt haben, den Männern das Trinken zu reichen, und, so lange das Trinkgelag dauert, bey ihnen zu bleiben. Aber sie haben Gründe über ihre Nüchternheit zu wachen! Denn ausser dem Umstande, daß

es

es selbst diese Wilden für schimpflich halten, wenn ein Weib übermäßig trinkt, müssen sie auch der Pflicht zu gefallen, die ihnen entweder Liebe oder hergebrachte Gewohnheit auflegt, ihre berauschte Verwandte nach Hause zu schaffen, sich bey nüchternem Muthe zu erhalten suchen. Sobald sie also hören, daß das Geräusch stärker als gewöhnlich ist, laufen sie herzu, um die Streitenden auseinander zu bringen, und den Betrunkenen nach Hause und in sein Bette zu führen. Herr G. versichert, ihre Weiber nur ein einziges mal betrunken gesehen zu haben, und zwar bey einer Gelegenheit, wo sie ein fremdes Getränk, das stärker als ihr Ciccia war, zu sich genommen hatten.

Fast eben so allgemein, als die Sucht zu Lug und Trunk ist, ist die Faulheit bey ihnen. Zwar hat bey einigen Völkerschaften der Mangel oder auch der Wunsch nach Bequemlichkeit und Genuß einige nützliche Erfindungen erzeugt, und ihre natürliche Trägheit einigermaßen vermindert; aber im Ganzen genommen, ist es wahr, daß sie sehr träge Menschen sind. Die Trägheit äussert sich bey ihnen auf verschiedene Art. So bauen die Maipurier zwar etwas Cassave, aber niemand unter ihnen bekümmert sich um die Bananas, die doch ein so wohlschmeckendes Nahrungsmittel sind. Die Tamanachier hingegen finden großen Geschmack an dieser Frucht, bauen sie aber doch

nur

nur in geringer Quantität. Die kriegerischen Cariben sind mit beyden Gewächsen häufig versehen, aber nicht sie, sondern ihre Sklaven besorgen den Anbau derselben. Die Guavier und Ottomachier geben sich mit dem Ackerbau gar nicht ab, sondern verlassen sich bloß auf die Fischerey und auf die wilden Wurzeln und Früchte, die ihnen die Natur in die Hand wachsen läßt.

In ihren Hütten findet man sie gewöhnlich mit Tanzen, Spielen oder Plaudern beschäftiget, oder auch der Länge nach in ihren Hangmatten unthätig ausgestreckt. Auch trift man wohl zuweilen einen, der seine Pfeile spitzt, oder ein Netz strickt, unbekümmert, ob es in diesem oder in dem künftigen Jahre fertig werde. Die Weiber sind eben so nachlässig, als die Männer, und wenn sie nicht zuweilen das Hungergeschrey ihrer Kinder in Thätigkeit setzte, so gingen sie Tage lang nicht von der Stelle.

Aus dieser Unthätigkeit entsteht ihr übermäßiger Hang zum Betteln. Doch fällt es ihnen nie ein, ihre eigene Landsleute um etwas anzusprechen. Wollen sie von diesen etwas haben, so suchen sie auf irgend eine Art mit ihnen einen Tausch zu treffen. Haben sie aber nichts, und fehlt es ihnen an Lebensmitteln, so gehen sie in die Hütten ihrer besser versehenen Nachbarn, setzen sich, als ob sie zu einem freundschaftlichen Besuch kämen, bey ihnen nieder, und plaudern

so

so lange, bis man ihnen etwas zu essen anbietet; denn zum Fordern sind sie, troß ihrem Hunger, dennoch zu stolz.

Mit den Europäern verfahren sie ganz anders. Von diesen verlangen sie ohne Zurückhaltung, was ihnen ansteht, und sagt man zu ihnen, es sey nichts da, so antworten sie ohne Umstände: du lügst. Gewährt man ihnen aber eine Bitte, und schlägt ihnen die andere ab, so rufen sie: „O, wie geizig du bist." Dies halten sie für den bittersten Vorwurf, den man jemand machen kann, und wenn sie unter einander von ihren Missionaren sprechen, so ist seine mehrere oder mindere Freygebigkeit immer die Hauptregel, nach welcher sie über ihn aburteln. „Ach, sagen sie: unser Missionar taugt nichts, er ist geitzig."— Die etwas billiger sind, antworten auch wohl: „Er ist gut, aber geitzig!" Kurz äusserst selten erhält ein Europäer unter ihnen den Ruf der Freygebigkeit. Denn so lange man noch etwas für sich behält, und nicht eine völlige Gemeinschaft der Güter einführt, heißt man noch immer geitzig. Dabey haben sie nicht den mindesten Begriff von dem verhältnißmäßigen Werthe der Dinge, und wenn sie zum Beyspiel eine Nadel weggeben, sind sie im Stande eine Axt dafür zu fordern. Als Herr G. einmal in ein Dorf der Ottomachier kam, lief ihm alles wie närrisch entgegen, umringte ihn und lobte

ihn in die Wette. „Ach, sagte Einer, wie gut bist du!" — Du bist nicht geizig!" sagte ein Anderer, u. s. w. Ich verstehe euch schon, antwortete er: Ihr wollt Steck- und Nehnadeln?" — Nein, Nein, schrien alle, wir sind hungrig, gieb uns Cassava! Was sollte er da machen? um nicht ein Ibaba (du bist garstig) zu hören, mußte er geben, was er hatte.

Unter vielen andern kindischen Eigenschaften ist auch ihre Neubegierde und Aufmerksamkeit auf neue Gegenstände eine der hervorstechendsten. Da sie in ihren Wäldern selbst die Nationen, die ihnen ganz nahe sind, nicht einmal kennen, so ist ihnen die geringste Abweichung von ihren eigenen Sitten und Gebräuchen sehr auffallend. Sobald ein Fremder erscheint, stürzt alles herzu, um ihn zu betrachten. Sie beobachten alle seine Mienen und Bewegungen, und wenn sie in ihre Hütten zurückkehren, so halten sie sich über ihn auf, und äffen ihm sehr geschickt nach. „Habt ihr gesehen," sagen sie unter einander: „was für ein Maul, was für lange Zähne er hatte! Und sein zusammengeschrumpfter Bauch! Er hatte wohl in vielen Tagen keinen Bissen gegessen." Kein Zug entgeht ihrer Aufmerksamkeit, und nie vergessen sie einen Menschen, den sie einmal gesehen haben. Wenn zehn oder mehrere Jahre drüber hingehen sollten, und der Fremde in einer ganz andern Gestalt erschiene,

wür-

würden sie ihn doch auf der Stelle wieder erkennen. „O,“ sagen sie, „es ist derselbe, den ich als Kind gekannt habe, ich erkenne ihn an den Augen, an der Nase, am Gange und an der Stimme.“

Uebrigens ist der größte und wichtigste Gegenstand ihrer Neugier das Papier. Für dieses und für Bücher und überhaupt alles Geschriebene und Gedruckte haben sie nur ein Wort: Sie nennen es Careta, welches ein verdorbener spanischer Ausdruck ist. Sie haben für Geschriebenes eine ausserordentliche Ehrfurcht, und betrachten es als etwas Uebernatürliches. Wenn man ihnen einen Brief zu bestellen giebt, wickeln sie ihn als etwas heiliges in ein Tuch oder Blatt ein, und übergeben ihn gewissenhaft. Dort, wo der Brief ankömmt, läuft alles herzu, als ob etwas vom Himmel gefallen wäre. Mit Erstaunen betrachten sie den Missionar, der den Brief ließt, und alle wollen wissen, was für Neuigkeit er enthält. Um sie zu beruhigen, sagt man ihnen dies, und nennt ihnen zugleich den Mann, der den Brief gemalt d. i. geschrieben hat. Dann betrachten sie ihn von allen Seiten und können sich über die sonderbare Malerey nicht sattsam wundern.

Sie stehen in dem Wahn, daß die Missionaren, wenn sie ein Papier oder Buch lesen, die verborgensten Dinge entdecken könnten. Diese

Wissenschaft halten sie für die größte und beneidungswürdigste der Europäer. Daher lernen ihre Kinder auch mit großem Vergnügen lesen, doch bringen sie es selten weit darin, weil sie vorher erst die spanische Sprache lernen müssen. Ihre Ehrfurcht für alles Geschriebene können sich die Missionaren auf mancherley Art zu Nutze machen z. B. Streitigkeiten beyzulegen. Einmal kam ein betrunkener Indianer zu Herrn G. und klagte ihm, daß seine Frau, die er zugleich mit herzugeschleppt hatte, ihm untreu sey. Herr G. nahm das Brevier zur Hand, und las stillschweigend und sehr aufmerksam darin. Plötzlich hörte der Wilde auf zu lermen und zu toben, und sahe Hrn. G. verwundert an. Eine Weile darauf wandte sich Herr G. an den erbitterten Ehemann, und sagte: „Ich finde nichts in meinem Buche von dem, was du mir sagst.“ — „Ist es möglich?“ schrie dieser. „Du kannst dich darauf verlassen,“ sagte Herr G.: „warte, ich will noch einmal nachsehen. Er laß darauf noch einmal im Brevier, und versicherte ihm nochmals, er habe sich geirrt. Nun war der Wilde völlig überzeugt und beruhigt. Er bat seine Frau um Vergebung und ging mit ihr nach Hause. Als Herr G. nach der Zeit diese Sache untersuchte, fand es sich, daß der Verdacht des Mannes ungegründet gewesen war.

So groß aber ihre Achtung für das Papier ist, haben sie doch nie den Versuch gemacht, etwas dergleichen für ihren Gebrauch zu erfinden. Doch nennen sie scherzweise gewisse Fäden, deren sie sich bedienen, um entfernten Personen etwas zu melden, ihr Papier. Diese Fäden haben an und für sich keine bestimmte Bedeutung, und derjenige, der sie schickt, muß den Boten vorher unterrichten, was er demjenigen, an den er abgeschickt wird, zu sagen hat, und alsdann knüpft er verschiedene Knoten hinein. Wenn der Bote ankömmt, so sagt er zu dem dritten: Dieser oder Jener wird zu dir kommen, um sich mit dir über eine gewisse Sache zu besprechen. Darauf überreicht er sein Bändchen, welches von dem Empfänger sorgfältig aufgehoben wird. Der Sender hat einen ähnlichen Faden zurückbehalten, und jeder löset sodann jeden Tag nach Sonnenuntergang einen Knoten auf. Sobald die eingeknüpften Knoten aufgelöst sind, kömmt der Gast unfehlbar an, um seine Angelegenheiten in eigener Person abzuthun.

Der Hang zur Unthätigkeit ist wohl die Hauptursache, warum diese Völker sich immerfort im bewaffneten und kriegerischen Zustande erhalten. Es ist natürlich, daß sie den Krieg der Arbeit vorziehen, weil eine glückliche Plünderung ihnen mehr Lebensbedürfnisse verschaffen kann, als die Arbeit vieler Tage. Schon ihr bloßer Anblick

verkündigt ihre feindseligen, beständig zum Kriege geneigten Gesinnungen. Ihr Gang ist stolz, ihr Blick finster und wild. Sie sind beständig bewaffnet. An ihrer rechten Hand hängt eine schwere Keule, unter dem Arm oder auf den Rücken tragen sie ein Bindel Pfeile und einen Bogen; im Gürtel ein großes Messer. Die Europäer haben ihre Waffen noch mit Lanzen, Flinten und andern ihnen vorher unbekannten Mordgewehren vervielfältigt.

Die kleinste Veranlassung treibt sie zu den Waffen, und sie tödten einen Menschen, wie sie ein Wild tödten. Sobald sich ein Fremder in ihren Wäldern sehen läßt, so empfangen sie ihn mit einem Hagel von Pfeilen. Selbst gegen einander haben sie Mißtrauen, und ein Indier vom flachen Lande, ist, wenn er eine fremde Sprache redet, unter den Bergbewohnern nicht sicher. Doch scheint diese ihre kriegerische Gemüthsart, nicht sowohl aus angebohrner Wildheit und Grausamkeit, als aus Mißtrauen herzurühren, das man nur durch unermüdete Geduld überwinden kann. Selbst dann, wenn sie schon Christen geworden sind, gehn sie nie unbewaffnet, nicht einmal zu einem freundschaftlichen Besuche, und es vergehen Jahre, ehe sie diese wilde Gewohnheit ganz ablegen.

Ihre Weiber hingegen sind desto sanfter und leutseliger. Nie hat Herr G. gesehen, daß sie

sich

sich unter einander geschlagen oder sonst beschädigt hätten. Selbst ihre Streitigkeiten sind nie heftig oder von Dauer, und diese sanfte Gemüthsart ist bey dem beständigen Umgange mit so rohen Männern kein kleines Verdienst für sie.

Man kann leicht glauben, daß unter Völkern, die dem Müßiggang und dem Trunke so ergeben sind, auch das Laster der Unkeuschheit gänge und gäbe seyn müsse. Zwar ist ihnen nicht unbekannt, daß Ausschweifungen dieser Art unerlaubt sind; ein gewisses, natürliches Gefühl sagt ihnen dies, aber Leidenschaft und Ueberlegenheit verleitet sie nicht selten, die Weiber Anderer zu verführen; doch weiß sich der beleidigte Ehemann mit Gift oder mit der Keule zu seiner Zeit dafür zu rächen. Jeder mannbare Pursch hat seine Frau, die er gegen die Angriffe anderer sehr ernstlich vertheidigt. Doch eben diese Männer, die auf ihre Weiber so eifersüchtig sind, machen es sich für ihre eigene Person sehr bequem. Sie vertauschen mit ihren Freunden nicht selten Frau gegen Frau, und bringen solchergestalt mehrere Nächte mit ihnen zu. Die Cariben haben, um dem unordentlichen Umgange beyder Geschlechter vorzubeugen, eine sehr löbliche Gewohnheit. In den einzelnen Hütten schlafen die Verheuratheten Männer mit ihren Weibern und Töchtern; die Unverheuratheten aber bringen die Nacht in dem öffentlichen Tanzhause zu, das sie in ihrer Sprache Tapui

 nennen.

nennen. Ob hier aber alles so ehrbar zugeht, oder ob sie nächtliche Besuche dort annehmen, hat Herr G. nicht erfahren können.

Die Eingeschränktheit ihrer Kenntnisse und Begriffe erzeugt bey ihnen den lächerlichsten Aberglauben, und die unerschütterlichste Anhänglichkeit an gewisse ungereimte Nationalbegriffe und Vorstellungen. Sie glauben z. B. von einer gewissen wohlriechenden Wurzel, daß sie die Kraft habe, ihnen Leute, die ihnen nicht gewogen sind, gewogen zu machen. Auch haben sie gewisse Liebeswurzeln, die ihnen, wie sie meynen, jedes Herz unterwürfig machen können. Sie werden aber bloß von den Mannspersonen gebraucht. Andere Wurzeln sollen ihnen behülflich seyn, die Hirsche zu tödten. Sie glauben auch, daß der Gesang der Vögel eine Unterredung zwischen ihnen sey. Deshalb haben sie in ihrer Sprache kein Wort, das den Gesang der Vögel ausdrückte, sondern sie sagen: Carariané baché toronò d. i. der Vogel spricht. Auch glauben sie, daß der Gesang der Vögel eine Nachricht sey, die dem Menschen vom Himmel zugeschickt würde. Deshalb macht ihnen der Vogelschlag bald Freude, bald Angst, je nachdem sie ihn auslegen.

Die Leidenschaften und Charakterzüge dieser Wilden, die wir bis daher ausgezeichnet haben, hatten bloß eine Beziehung auf körperliche und sinnliche Dinge. Sie sind aber auch der höhern

Leiden=

Leidenschaften nicht unfähig. So haben sie einen großen Hang zum Ehrgeitz, der aber freylich in ihrer Lage sehr beschränkt seyn, und sich nur in geringfügigen Dingen äußern muß. Sie pflegen sich selbst oft zu loben, und es thut ihnen sehr wohl, wenn Andre rühmlich von ihnen sprechen. Jede Nation hat für ihren Werth ihren eigenen Maasstab. So rühmt sich der Guavi als den größten Meister im Fischfang. Er nennt sich Herr der Krokodille und der Seeungeheuer, und überläßt Andern die kleinen unbedeutenden Fischgen. Der Tamanachier brüstet sich mit seiner Geschicklichkeit, Körbe, Pfeile und Keulen zu verfertigen. „Wo giebt es noch so eine kriegerische Nation als wir?" sagen die Ottomachier." Wir werden nicht, wie so viele andere Indier, unsern Feinden als Sklaven verkauft." Was fragen wir darnach, daß wir keine Cassava ziehen; haben wir doch Ueberfluß an Fischen. Die Maipuri loben sich ihre Cassava. „Wir sind nicht so faul, wie Andere," sagen sie „wir bauen den Acker und essen Cassava, wie es den Menschen zukommt. Alle andere Nationen wühlen wie wilde Schweine nach Wurzeln, oder klettern wie Affen nach Früchten."

Sobald sie ihre Wälder verlassen, richtet sich ihr Ehrgeitz auf andre Gegenstände. Die in den Pflanzdörfern geboren sind, verachten ihre Lands-

leute, die erst aus den Wäldern kommen. „Wie wilde Thiere sind unsre Brüder," sagen sie; „denn sie können weder die Messe singen, noch die christliche Lehre auswendig hersagen." Die Missionaren können sich ihrer Eigenliebe auf mancherley Weise vortheilhaft bedienen, z. B. um sie von der Flucht in ihre Wälder zurück zu halten, wozu sie besonders in den ersten Jahren ihrer Civilisirung starke Versuchung fühlen. Herr G. sagte ihnen bey solchen Gelegenheiten immer: „Ich habe gehört, daß du fliehen willst? Aber wie kann ein vernünftiger Mensch den einfältigen Gedanken haben? O, ich hätte Dir mehr zugetraut! Wie oft hast du mir nicht selbst gestanden, daß das Waldleben ein elendes Leben sey, und daß du dich nie wieder zu demselben würdest entschliessen können." — Dies ist schon genug, um einen Wilden von seinem Vorsatz abwendig zu machen. Auf eben diese Weise machte Herr G. den Stolz der Ottomachier, die in schlechten Hütten wohnten, und sich zum Anbau neuer nicht verstehen wollten, durch Verstellungen rege. „Eure Hütten," sagte er zu ihnen, „sind der Spott aller eurer Nachbarn. Zwar habe ich euch immer damit vertheidigt, daß euch der Fischfang nicht Zeit ließe, euch neue Hütten zu bauen; aber man antwortete mir immer: O, wenn sie auch noch

so

so viel Zeit dazu hätten, würde es ihnen doch an Geschick fehlen, so gute Hütten zu bauen, als wir!" Diese Worte setzten sie in Flammen, und in weniger als zwey Monaten, hatte jede Familie eine bequeme und geräumige Wohnung.

Eine hervorstechende Eigenschaft dieser Wilden, die fast alle das Gute, was sie an sich haben unnütz macht, ist ihr unbeschreiblicher Wankelmuth. Sie gleichen hierin ganz den Kindern, denen am Abend das gleichgültig ist, was sie am Morgen entzückte. Diese Veränderlichkeit machte den Missionaren viel zu schaffen. Bey der geringsten Veranlassung forderten sie, daß der Pflanzort anders wohin verlegt würde, und sie hörten nicht auf zu winseln und zu klagen, bis es geschehen war. So mußten die Pflanzstädte drey bis viermal verändert werden, und ein Glück war es, daß sie sich damit befriedigen ließen, und nicht geradezu in ihre Wälder zurück krochen. Ueberhaupt sind ihre Kunstgriffe, den Missionaren zu entfliehen, sehr mannigfaltig. Um sich eiserne Geräthe zu verschaffen, die sie in ihren Wäldern oder zur Vertheidigung gegen ihre Nachsetzer zu brauchen Willens sind, pflegen sie so viel Cassave als möglich zusammen zu bringen, gegen welche sie sich jene Geräthschaften eintauschen. Damit dies aber kein Aufsehen mache, so stellen sie sich heiterer und vergnügter als gewöhnlich, besuchen die Kirche fleißiger, sprechen gern von An-

gelegenheiten der Religion, und diejenigen, welche noch keine Häuser haben, fangen an, sich solche zu bauen, um allem Verdachte desto sicherer zu entgehen. Andre machen neue Verzäunungen, oder reinigen die Straße vom Grase, um dem Dorfe ein sauberes Ansehen zu geben, und was dergleichen täuschende Kunstgriffe mehr sind. Immer sind sie die Vorboten einer nahen Flucht.

So roh und ungebildet auch die Oronokesen sind, erkennen sie doch gewisse Leute unter ihnen einigermaßen für ihre Vorgesetzte. Zwar ist das Ansehn dieser Oberhäupter sehr eingeschränkt, und ihre Gewalt erstreckt sich nicht weiter, als daß sie den Tag zu einer öffentlichen Lustbarkeit ansetzen, und die Bereitung der Ciccia, womit die Trinker bewirthet werden sollen, anordnen. Dennoch genießen sie einer gewissen Achtung von den übrigen, die sich auch auf mehrere Familien erstreckt, welche gleichsam den Adel dieser Nationen ausmachen, und sich durch ein feineres Betragen, durch eine weißere Haut und lebhaftere Farbe unter den übrigen auszeichnen.

In jeder noch so kleinen Dorfschaft, oder wie man die Gesellschaften dieser Wilden nennen will, ist ein Oberhaupt, das sie in Friedenszeit regiert. Werden sie aber mit einem Kriege bedroht, so versammeln sich die Oberhäupter der ganzen Nation zu einer allgemeinen Berathschlagung. In diesen Versammlungen haben nicht allein die

Ober-

Oberhäupter, sondern auch die Adelichen Sitz und Stimme, und diese wählen gemeinschaftlich einen der Anwesenden Häupter, oder auch einen andern, wenn er nur von edlem Stamme ist, zum Anführer in dem bevorstehenden Kriege. Aber die Gewalt dieses Anführers und der übrigen Oberhäupter endigt sich zugleich mit dem Kriege. Sie kehren, sobald die Gefahr vorbey ist, zu ihren Horden zurück, und beschäftigen sich, wie ihre Unterthanen, mit Ackerbau, Jagd, Fischfang und Trinken. So lange sie in ihren Wäldern leben, haben sie nicht das geringste Unterscheidungszeichen an sich, ausgenommen bey den Kariben, wo sie gewisse hölzerne mit Silber belegte Halsbänder tragen. In den christlichen Pflanzörtern hingegen, wo sie ihre vorige Würde beybehalten, giebt man ihnen einen Kommandostab mit einem silbernen Apfel, und eine besondere Bank in der Kirche. Dadurch wird ihrer Eitelkeit unendlich geschmeichelt, aber ihre Gewalt wächst dadurch nicht um einen Finger breit. So war Herr G. einmal Zeuge, als solch ein Oberhaupt von einigen Weibern verlangte, daß der große Platz im Dorfe vom Grase gereinigt werden möchte. „Nun,“ sagte er lächelnd zu ihnen: „werdet ihr nicht einmal den Platz reinigen?“ Herr G. lachte über diese neue Art zu befehlen. „Ja,“ sagte der Cacike, „so muß ich es machen, denn wollte ich ihnen geradezu

geradezu befehlen so thäten sie es vollends nicht." — Wirklich war ein nachlässiges: „mir thut der Kopf weh!" Oder gar ein: „ich will nicht!" die ganze Antwort auf seinen bittenden Befehl. Er zuckte die Achseln, und ließ es dabey bewenden.

Da sie von Unterwürfigkeit nichts wissen, so machen sie auch im gesellschaftlichen Leben keine Umstände mit einander. Es ist bey ihnen gar nicht gebräuchlich, sich einen guten Morgen oder guten Abend zu wünschen. Wenn sie einander begegnen, haben sie zwar eine Art von Gruß, aber der ist sehr roh und einfach. Sie sagen nämlich: amare ca, d. i. du? darauf erwiedert der andere blos a! d. h. ja ich bins! Wenn der Tamanachier von einer Reise oder vom Fischfange zurück kömmt, so geht er stillschweigend in seine Hütte und wirft sich in eine Hangmatte. Nach einem Weilchen nähert sich ihm die Frau und sagt: mepuga? d. i. bist du gekommen? Und er antwortet darauf. Vepce ure! d. i. ich bin da! Dann nimmt er die ihm angebotene Erfrischung, und wenn ihm das Getränk seine gute Laune wiedergegeben hat, so erzählt er ihr die Geschichte seiner Reise.

Von Kondolenzen oder Glückwünschen wissen sie nichts; das Aeußerste, was sie in solchen Fällen sagen, ist: Es dauert mich, oder: es freut mich. Sie nennen einander ohne Ausnahme

Du,

Du, und nur die Tamanachier haben ein Wort, das unserm Ihr entspricht, dessen sie sich aber nur gegen diejenigen bedienen, mit denen sie durch Heurath verwandt sind. Zum Schwiegervater also, zur Schwiegermutter und zu den Brüdern der Frau sagen sie Ihr; aber den Schwestern der Frau und den Schwägerinnen geben sie diesen unterscheidenden Titel nicht. Herr G. befragte sie über diese unterscheidende Benennung, und sie antworteten ihm: „Weil wir uns vor ihnen schämen, (d. i. weil wir Ehrfurcht für sie haben) geben wir ihnen einen Titel, den wir nicht jedermann geben."

Jemand aus Ehrerbietung die Hand zu küssen, ist eine ihnen unbekannte Gewohnheit, und es scheint, als ob sie sich keinen Begriff davon machen könnten. Denn anstatt die Hand mit den Lippen zu berühren, thun sie es mit der Nase, und beriechen solche. Sie haben auch kein Wort in ihrer Sprache, um dies Zeichen der Ehrerbietung auszudrücken; sie nennen es: Jemand beriechen.

Sie haben keine Familiennamen, durch die sich ein Haus von dem andern unterschiede. Dafür sind unter ihnen gewisse Beynahmen üblich, die man hinter ihren eigentlichen Namen setzt. Dergleichen sind: purucin, d. i. der Langköpfige; antoco, der Schielende; petacioco, der Runzliche; onapati, der Spitznäsige u. v. a. Jeder hat das Recht, solche Beynahmen auszutheilen

theilen, gewöhnlich aber thun es die Mütter, die auf diese Art freylich die offenbaren Gebrechen ihrer Kinder merklich machen, oft auch selbst die verborgenen dadurch entdecken. Deßhalb hören sich die Indier ungern bey diesen Namen nennen. Wenn die Weiber einen Sohn geboren haben, so verlieren sie gewöhnlich ihren vorigen Namen, und man nennet sie nach ihrem Sohne, als z. B. arem jane, chevojane, d. i. die Mutter des Arem, die Mutter des Chevo. Die Eltern nennen ihre Kinder, wenn sie auch schon erwachsen sind, immer noch mein Kindchen, und streicheln und liebkosen sie, wie wir unsere Säuglinge.

Obwohl die meisten dieser Nationen eine herumstreichende Lebensart führen, so hat doch eine jede ihren eigenen Distrikt, worin sie fischt, jagd, Holz fällt und ihre Hütten bauet. So weitläuftig auch diese Distrikte gewöhnlich sind, so kennt doch jede Nation ihre Grenzen so genau, daß keine andere es wagen darf, innerhalb derselben zu jagen und zu fischen, wenn sie nicht von den Pfeilen der Eigenthümer verjagt werden will. So eifersüchtig sie aber auf ihre gemeinschaftlichen Rechte sind, besitzt doch kein Einzelner unter ihnen das geringste Eigenthum. Alle jagen und fischen überall, als Besitzer eines gemeinschaftlichen Erbes. Sobald sich aber einer entschließt, ein Stück Landes anzubauen, so hört diese Gemein=

meinschaft auf. Doch ist dieses Eigenthum nicht von langer Dauer, und es geht nicht vom Vater auf den Sohn über, es sey denn, daß gerade zu der Zeit, wo der Vater stirbt, noch etwas eßbares auf seinem Felde wäre. Wird aber dieses Stück nicht wieder angebauet, so fällt es wieder an die Gemeine zurück.

Ihre Wohnplätze verändern sie beständig. Bald wohnen sie auf den Bergen, bald in der Ebene, bald an einem Flusse, bald im Walde; so durchziehen sie ihren ganzen Distrikt, daß am Ende kein Platz mehr übrig ist, wo sie nicht schon gewohnt hätten. Jede Nation ist in mehrere Dorfschaften, die sehr weit von einander entfernt sind, abgetheilt. In der Nähe dieser Dörfer liegen ihre kleinen Felder und alles übrige ist wild und unangebauet.

Vier bis fünf Hütten machen einen Wohnort aus. In jeder dieser Hütten wohnen mehrere Familien. Eine ist groß, eine klein; eine ist mit Palmblättern gedeckt, eine halb offen. Die meisten sind nur so weit gedeckt, als es nöthig ist, um sich in einen Winkel derselben gegen Sonne und Regen zu schützen. Fenster, oder andre Oeffnungen, um das Licht herein zu lassen, haben sie gar nicht; wollen sie aber hinaus sehen, so heben sie bloß ein paar Palmzweige auf, welches ihnen eine hinlängliche Aussicht verschafft.

Ihr Hausrath ist eben so armselig und roh, als die Hütten selbst. Er besteht aus Hangmatten, Bänken, einigen Körben, worin sie ihre Kleidungsstücke und Zierrathen aufbewahren, und aus einigen kleinen Kürbissen, worin die Weiber ihre Salben und Schminken haben. Zuweilen besitzen sie auch einige schlechte Schüsseln, um ihre Speisen darauf anzurichten, mehrentheils aber essen sie gleich aus den Töpfen. Des Lichts bedienen sie sich selten; sie begnügen sich mit dem Feuer, das an verschiedenen Stellen in der Hütte brennt. Wenn sie aber Licht haben wollen, so tunken sie ein Hölzgen von einem gewissen Palmbaum in Schildkrötenöl und zünden es an.

Sie haben, wie wir Europäer, gewisse bestimmte Stunden, wo sie essen. Diese sind bey allen Oronokesen die nehmlichen, aber die Speisen sind verschieden. Die Tamanachier z. B. essen Früchte zum Frühstück; aber die Maipurier eine Art von dickem Brey, der aus Kaienne, Pfeffer und dem Safte der Jukkawurzel gekocht und Tavacka genannt wird. Außer diesem Frühstücke wird bis zur Mittagsstunde nichts genossen. Arbeiten im Felde und in der Hütte füllen die Zeit bis zum Mittagessen aus. Ist letzteres genossen, so ruhen sie aus. Einige schwatzen, andre gehen aus einer Hütte in die andre, noch andre schießen Vögel und Affen. Wenn die Sonne untergeht, wird zum drittenmal gegessen, und darauf bis in die

späte

späte Nacht gesungen, gespielt und getanzt. So theilen sie ihren Tag ein.

Die Tamanachier theilen die Nacht in drey Theile. Der erste heist Lococic, d. i. die Zeit, wo der Tanz aufhört; also ungefähr das, was wir Abend nennen. Der zweyte heist Cocepa, oder die Zeit, wo alles schläft. Der dritte endlich wird Cletache che chiti genannt, welches so viel heißt, als die Zeit des Hahnengeschreys. Auch den Tag theilen sie in verschiedene Zeiten ab. Um sechs Uhr Morgens sagen sie um Sonnenaufgang; neun Uhr nennen sie, wenn die Sonne hoch stehet, oder die Sonne im Angesichte. Mittag heißt bey ihnen: Die Sonne gerade über uns. Drey Uhr Nachmittags, das Umkehren der Sonne, und sechs Uhr Abends das Untergehen der Sonne. Die kleinern Zwischenzeiten wissen sie nicht anders, als so zu bestimmen, daß sie auf eine gewisse Gegend des Himmels deuten, und sagen: Als die Sonne da stand. In der Nacht wissen sie sich, da ihre Kenntniß der Sterne sehr beschränkt ist, nicht so gut zu helfen. Wenn aber der Mond scheint, so bestimmt dieser die Stunden, und sie pflegen zu sagen: als der Mond dort stand.

Sie haben keine andre als Mondenmonathe, und wenn sie sagen eine oder zwey Monde, so bezeichnen sie damit eben das, was wir unter

Monaten verstehen. Doch so weit sind sie noch nicht gekommen, daß sie ihre Monate mit Namen belegten. Zwar unterscheiden sie gewisse Jahrszeiten, ihre Benennungen aber sind von gewissen Früchten hergenommen, die zu dieser Zeit reifen, oder von Naturerscheinungen, die um diese Zeit eintreffen. So heißt der März, die Zeit, wenn die Schildkröten legen; der April, die Zeit, wenn man die Frucht der Corova – Palme ißt; Der Mai, wenn die Regengüsse anheben, u. s. w. Ihr Jahr ist ungefähr so lang als das unsrige; sie berechnen es aber nicht nach einer bestimmten Anzahl von Monden, sondern bloß nach den Abwechslungen der Jahreszeiten. Deshalb ist auch ihre Zeitrechnung sehr unbestimmt. Wenn sie sagen: Meca, d. i. eine lange Zeit; so hat ihre ganze Rechnung ein Ende.

Eben so eingeschränkt und oft lächerlich sind ihre Begriffe von den übrigen natürlichen Dingen. Sie glauben, der Himmel sey wie ein grosses Gewölbe über die Erde ausgespannt, und ruhe an allen Seiten auf derselben: alle Geräthe von Eisen, und überhaupt alles, was glänzt, als Degen, Aexte, Nägel, halten sie für Stücke des Himmels, die man mit Hacken abgeschlagen hat. „Der Regen," sagen sie, „ist der Urin eines gewissen Kanepo," dessen Wohnung sie auf einen gewissen Berg versetzen. Wendet man

man ihnen ein, daß ein Mensch unmöglich so viel Wasser lassen könne, so erwiedern sie ganz ernsthaft: Kanepo habe viel Söhne, die ihm bey diesem Einsprengungsgeschäft unter die Arme griffen. Der Donner ist der Knall von dem Gewehre eben dieses Kanepo. Sonne, Mond und Sterne halten sie für lebendige Geschöpfe. „Die dort oben, sagte einst ein Tamanachier zu Herrn G., „sind Menschen, wie wir. Die Sterne sind ihre Augen. Die Sonne lebt, der Mond ebenfalls, und seine Frau ist jener Stern (er zeigte auf die Venus) den man bald oben bald unten, aber immer nahe bey ihm sieht."

Bey Mondfinsternissen glauben sie, der Mond wolle sterben, oder sich doch von ihnen entfernen. Sodann erheben sie ein klägliches Geschrey, bieten ihm Geschenke, und bitten ihn, er möchte doch bey ihnen bleiben. Einige glauben wohl gar, er leide Hunger, und nähme darum so sehr ab; sie bereiten sich also zum säen und pflanzen, um ihm Unterhalt zu verschaffen. Andere bilden sich ein, gottlose Menschen hätten ihn verwundet, sie greifen zu den Waffen, und stürzen aus ihren Hütten, um ihn an seinen Beleidigern zu rächen.

Man hat viel darüber gestritten, ob eine Ehe oder eine gesetzmäßige Verbindung zwischen Mann und Frau unter diesen Wilden bekannt wäre.

Herr G. behauptet es allerdings, und führet folgende Umstände dafür an:

Unter den meisten Nationen ist es üblich, den Söhnen, wenn sie auch noch Kinder, und oft noch nicht geboren sind, eine Frau zu wählen. Dieses Geschäft kömmt der Mutter zu, die unter ihren Bekannten dasjenige Mädchen wählt, welches ihr am besten gefällt. Um dieses hält sie für ihren Sohn an, und zeichnet es, als ihre künftige Schwiegertochter, durch kleine Geschenke vor allen übrigen aus. Die Tamanachier nennen diese vorher bestimmte Bräute Perjane, d. i. die Mutter meines Enkels. Ein anderes Wort haben sie nicht, um eine Schwiegertochter zu bezeichnen. Diese Verlobungen sind nicht bindend, es wäre denn, daß beyde Partheyen sie bey reifern Jahren bestätigten.

Ihre Heurathsgebräuche sind sehr einfach. Wenn ein junger Mann seinen Muth und seine Geschicklichkeit im Jagen, Fischen und Ackern hinlänglich dargethan hat, so geht er zum Vater des Mädchens, das ihm gefällt, und sagt mit einer demüthigen, bescheidenen Stimme und Miene zu ihm: Avangil Backure, Ich nehme deine Tochter! Haben Schwiegervater und Tochter nichts dagegen, so antwortet ersterer: tavore ichè! iamgna've cà? Nimm sie nur! Habe ich sie etwa in den Händen? Abends bringt dann der neue Bräutigam Essen und Trinken zu

seinem

seinem Schwiegervater, man lacht, tanzt und ißt, verliert sich nach und nach, und läßt das neue Paar allein. Von diesem Abend an, bleibt der Schwiegersohn beym Schwiegervater, fischt und arbeitet für ihn, und entsagt seinem väterlichen Hause beynahe ganz. Von Heurathsgut wissen sie nichts, und statt daß sich bey uns ein Vater zu Grunde richtet, um seiner Tochter ein Heurathsguth zu geben, hat hier der Vater grossen Gewinn davon, weil der Schwiegersohn seine Wirthschaft von nun an besorgen muß. Dies ist ein hartes Loos für einen indischen Ehemann, dafür kann er sich aber auf andere Art schadlos halten. Er kann z. B. seine Frau so oft verändern, als er nur will, und dies um der geringsten Kleinigkeit willen. Dies geschieht denn auch sehr häufig, und mit so wenig Umständen, daß eine Frau, die des Morgens von ihrem Mann verstoßen wird, oft noch, ehe die Sonne untergeht, schon wieder einen andern hat.

Auch verheurathen sie sich in verbotenen Graden. Oft verbindet sich ein Mann mit der Tochter seiner Schwester; doch heurathet kein Mädchen einen Bruder von väterlicher Seite. Sie heurathen auch die Frau des verstorbenen Bruders, und selbst des verstorbenen Vaters, diejenige ausgenommen, von der sie das Leben haben. Alle übrigen Grade der Blutsverwandschaft, als

Töchter, Schwestern werden aber nie von ihnen verletzt.

Bey allen Oronokesen herrscht die Vielweiberey, doch steht es nicht jedem frey, mehrere Weiber zu nehmen, weil andere darunter leiden und gar keine bekommen würden, besonders da bey einigen Nationen die Anzahl der Weiber sehr gering ist. Dies veranlaßt nicht selten Zank und blutige Händel, weil die Oberhäupter und Aeltesten des Volks zuerst nach den Weibern greifen, und den Jüngern Fleiß und Arbeit empfehlen, um sich dadurch Frauen zu verschaffen. Will also ein junger Mensch, ohne sich Händeln auszusetzen, mehrere Weiber haben, so giebt er sich alle ersinnliche Mühe, durch Geschenke und Dienste den Vater einer zahlreichen Familie zu gewinnen. Dadurch erhält er die erste, die zweyte, die dritte, und endlich alle seine Töchter.

Wie gut sich diese Weiber unter einander vertragen mögen, kann man sich leicht denken. Zwar sind sie, so lange der Mann zugegen ist, so ruhig, daß man sie für die zärtlichsten Schwestern halten sollte; aber kaum hat er den Rücken gewandt, so bricht der verhaltene Strom mit doppelter Gewalt los, und von allen Seiten fliegen Schmähreden und Schimpfwörter. Diese Uneinigkeiten sind auch so bekannt, daß die Weiber eines Mannes nie anders, als — die Feindinnen genannt werden. Vergebens bemüht sich der Mann, ih-

nen

nen andre Titel zu verschaffen; er nennt sie z. B. die erste Frau, die zweyte Frau, die dritte Frau, u. s. w. aber nur er nennt sie so: jeder andere nennt sie die Feindinnen seiner ersten Frau. Für diese, die sich für die einzige rechtmäßige Frau hält, ist diese Benennung sehr schmeichelhaft. Herr G. hat sie oft vor Freuden zittern sehen, wenn man nach den übrigen Weibern ihres Mannes mit den Worten fragte: Wo ist deine Feindin?

Weil das Christenthum die Vielweiberey verbietet, so zeigten sich die Weiber besonders sehr willig, dasselbe anzunehmen. Aber die Männer entschlossen sich aus eben diesem Grunde um so schwerer dazu, und sehr selten gelang es Herrn G., einen, der mehrere Weiber hatte, zur Taufe zu bewegen, weil sie durch sie ihrer Weiber verlustig wurden.

Die Weiber gebähren sehr leicht. Wenn sie auf Reisen von den Wehen überfallen werden, gehn sie ein wenig auf die Seite, bringen ihr Kind auf die Welt, baden es im nächsten Flusse, und setzen darauf die Reise mit ihren Männern weiter fort. Es kam ihnen sehr wunderbar vor, wenn man ihnen erzählte, daß die europäischen Weiber zuweilen mehrere Kinder auf die Welt brächten. Aber sie stellten sich nur so, um die Meynung ihrer Männer zu unterstützen, welche sich einbilden, daß eine Frau, die mit Zwillingen

niederkömmt, noch mit einem Andern zugehalten haben müsse. „Wir sind keine Hündinnen, sagen sie, die einen ganzen Haufen Junge auf einmal werfen!“ Um sich also nicht dem Gespötte und Gelächter ihrer Bekannten auszusetzen, bringen sie, wenn sie Zwillinge gebähren, einen davon um.

Dies ist aber nicht der einzige Fall, wo sie ihre Kinder umbringen. Sie thun es oft, wenn ein Kind mit körperlichen Gebrechen, oder auch nur in einer unrechten Lage zur Welt kommt. Gegen die Kinder, denen sie das Leben lassen, sind sie desto zärtlicher. Ueber ihrer Sorgfalt für sie, vergessen sie alle übrige Vergnügungen, und sehr selten sieht man sie ohne ihre Säuglinge im Arm. Sie säugen sie gewöhnlich zwey Jahre, geben ihnen aber auch schon in den ersten Monaten Früchte zu essen. So groß aber ihre mütterliche Liebe ist, hört man doch nicht, daß sie ihnen gewisse Schmeichelnamen gäben, noch sie küßten. Ueberhaupt scheint ihre Liebe ernsthafter und gesetzter zu seyn, und sich mehr in wesentlichen Dingen zu äußern.

Außer der Sorge für die Kinder, liegen den Weibern auch alle die Arbeiten in der Wirthschaft ob. Sie spinnen, wirken, bereiten die Speisen, und verfertigen ihr Küchengeräth. Von Waschen und Nähen wissen sie nichts. Worauf ihre Männer aber den meisten Werth setzen, ist ihre Ge-

schick-

schicklichkeit, Speise und Trank zu bereiten. Hat ein Mann mehrere Weiber, so muß jede dafür sorgen, daß er etwas zu essen findet, und so schmaust er mit großem Behagen bey einer jeden nach der Reihe. Uebrigens ißt jede allein mit ihren Kindern, und gesellt sich nie zu ihren Feindinnen.

Die beyden Hauptnahrungsmittel, für welche die Weiber sorgen müssen, sind die Ciccia, ihr Getränk, und die Cassava, ihr Brod.

Es giebt zwey Gattungen Ciccia: die eine berauscht, die andre nicht. Die berauschende wird aus gestoßenem Mais bereitet. Die Weiber zermalmen ihn in großen Mörsern, gießen Wasser dazu und kochen ihn in großen Töpfen zur Dicke eines gewöhnlichen Gerstenschleims. Darauf gießen sie die Masse in dazu bestimmte Krüge, worin sie gährt, und ihre Stärke erhält, die aber herbe und widrig ist, und bald in Säure übergeht, wenn das Getränk nicht zur gehörigen Zeit gebraucht wird. Um ihm den widrigen Geschmack zu nehmen, thun sie eine Art von Sauerteig hinzu, der auf zweyerley Art verfertigt wird. Die erste Art ist folgende: Man kocht einige süße Pataten, stößt sie in einem Mörser von Holz, und rührt sie unter den oben beschriebenen Schleim. Die andere Art ist höchst unreinlich und eckelhaft. Während einige Weiber den gestoßenen Mais kochen, sind zwey andere be-

schäftigt, mit vollen Backen Maiskörner zu käuen. Dieses Gekäuete thun sie in hohle Kürbisse, und aus diesen schütten sie es in die vorhin gedachten mit dem Maissaft gefüllten Krüge. Die also bereitete Ciccia ist ein kühlendes Getränk, und kann, weil sie ziemlich dick gekocht wird, für Hunger und Durst zugleich gebraucht werden. Weil aber ihre Bereitung viel Mühe macht, so findet man sie nur an Festen und Feyerlichkeiten bey den Wilden. Ihre gewöhnlichen Getränke, die nicht berauschen, sind folgende Wasser, worin gekochte Bananen oder auch Pataten sind aufgeweicht worden: klein gehackte im Wasser zerlassene Cassava; gekochte Kürbisse oder Wurzeln, von denen das Wasser den andern Tag getrunken wird; die Frucht eines gewissen Baums, den sie Guasimo nennen, in Wasser gelegt, und andere mehr.

Das Brod der Indier ist eben so merkwürdig. Es giebt mancherley Arten davon, einige Nationen essen als solches gewisse Kuchen, die aus wilden gekochten Wurzeln bereitet sind; andere geröstete süße Juccawurzeln; noch andere Bananenkuchen, die an der Sonne gedörrt, gestoßen und zwischen heißen Steinen gebacken sind. Aber alle diese Brodarten werden von den Indiern, die Ackerbau treiben, sehr gering geschätzt. Ihnen geht das Cassavabrod, das von den Wurzeln der Juccapflanzen gemacht wird, über alles.

Wenn

Wenn diese Wurzeln reif sind, reiben sie solche auf gewissen Tafeln, die mit spitzigen Steinchen dicht besetzt sind. Das Geschabte wird in einen cylindrischen Korb gethan, der an der Spitze einer hölzernen Gabel hängt, und aus feinen Fasern geflochten ist. Der Saft der Jucca dringt, wenn der Korb ausgedehnt worden, durch den Druck auf allen Seiten hervor. Dieser Saft ist giftig, weißlich von Farbe, und eine geringe Quantität davon ist hinlänglich, Menschen oder Thiere zu tödten; er wird aber völlig unschädlich, sobald man ihn kocht.

Die ausgepreßte Masse schüttet man aus dem Korbe auf einen Rost, und läßt sie an der Luft trocknen, siebt sie darauf, daß die gröbern Theile zurück bleiben, und so ist die Masse zum Brode fertig. Diese wird nun auf eine Platte von gebranntem Thon oder auch von Eisen, worunter Feuer angezündet ist, gelegt, und in eine gewisse Form gedrückt, die Aehnlichkeit mit unsern Kuchen hat. Diese Kuchen sind gewöhnlich fingersdick und ungefähr einen Schuh lang. Wenn sie frisch sind, schmecken sie sehr gut, sind aber auch, wenn sie älter geworden, nicht zu verachten, und besonders auf Reisen sehr bequem mit zu nehmen.

Auch aus Mais bäckt man eine Art von Brod, und überhaupt sieht man wohl, daß man am Oronoko unter einer Menge von Brodarten

die

die Wahl hat, wenn man nur arbeiten will; und doch giebt es viele Indier, die aus Trägheit lieber Erde fressen. Die Ottamachier vermischen eine Art von wohlriechenden Thon mit einer gewissen Frucht, und machen kleine Brödchen daraus, die sie mit großen Appetit verzehren. Doch dies wäre noch erträglich; viele aber essen sogar die Erde ganz unvermischt. Bey einigen Nationen essen Männer, Weiber und Kinder den Thon, aus welchem sie ihre Töpfe machen, der nicht anders, als höchst schädlich seyn müßte, wenn sie nicht Krokodillfett dazu äßen, welches ein kräftiges Abführungsmittel ist.

Ausser der Zubereitung des Brods liegen den Weibern noch viel andre Beschäftigungen ob, als spinnen, weben und die Verfertigung des Küchengeräths. Sie spinnen fast alle sehr gut, und ihre Instrumente dazu sind sehr einfach. In der linken Hand halten sie ein Hölzchen, an dessen obern Ende ein Knopf von Thon befestigt ist, der vermuthlich dazu dient, dem Hölzchen, das sehr dünne und höchstens einen Schuh lang ist, mehr Gewicht zu geben. Diese Art von Spindel drehet sich nicht, wie die unsrigen, sondern bleibt unbeweglich in der Hand. In der Rechten halten sie, wie um einen Rocken gewickelt, die Baumwolle, hängen diese an einen Einschnitt oder ein Häckchen, welches am obern Ende der Spindel befindlich ist, bewegen dabey mit unbe-

schreib-

schreiblicher Leichtigkeit den Daum und Zeigefinger, um den Faden zu drehen, den sie nicht herunter, sondern in die Höhe ziehen, und wickeln hierauf das Gespinnst, welches gewöhnlich sehr fein ist, auf die Spindel.

Ihre Webergestelle, oder Rahmen vielmehr, sind so klein, daß sie solche aller Orten mit herumtragen können. Sie bestehen bloß aus vier ins Gevierte gelegten Hölzern, die entweder lang oder kurz sind, je nachdem die Arbeit es erfordert. Die Fäden, mit denen sie wirken, werden um beyde Seiten des Gestells gewickelt, welches sie immer aufrecht stehend erhalten. Wie sie aber diese Fäden ohne Schif zusammen weben, kann Herr G. nicht beschreiben. Er erinnert sich bloß, daß er sie ohne irgend ein Instrument und nur mit einem Knaul in der Hand, mit unglaublicher Geschwindigkeit einen Faden an den andern hat reihen sehen. Sie haben auch keinen Weberkamm, um die Faden herunter zu drücken, doch ersetzen sie diesen Mangel durch eine flache hölzerne Schaufel. Die Zeuge, die sie auf diese kunstlose Art verfertigen, sind gar nicht schlecht, und sie wissen ihre Schönheit durch eingewirkte buntfarbige Fäden noch zu erhöhen.

Die Art, wie sie ihr Töpfergeschirr verfertigen, ist nicht minder sonderbar, weil sie keine Scheibe, wie unsere Töpfer, haben, sondern sich bloß der Hände dabey bedienen. Den Thon kne-

ten sie so lange mit den Händen, bis er von den kleinen Steinchen gereiniget ist; darauf machen sie kleine fingerdicke Stäbe aus diesem Thon, nehmen dann zum Boden des Topfes eine glatte Scheibe oder Schildkrötenschale, und wickeln darauf um einen Punkt, welcher das Centrum dieses Bodens ist, die oben erwähnte Stäbe, bis das Gefäß die verlangte Weite hat. Sobald der Boden fertig ist, bilden sie die Seiten dadurch, daß sie ein Stäbchen auf dasjenige setzen, welches den äußersten Umfang des Bodens ausmacht, und so immerfort eins auf das andre. Ist dies geschehen, so machen sie ein Loch in die Erde, setzen das Gefäß hinein, und häufen eine große Menge trockner Baumrinde um dasselbe, welches sie anzünden und so lange unterhalten, bis das Gefäß gahr ist.

Dies sind die vornehmsten Beschäftigungen, die besonders den Weibern obliegen; die Männer haben auch die ihrigen. Sie machen Körbe, Siebe, besonders aber die großen hölzernen Mörser, worinnen der Mais gestoßen wird. Doch sind Jagen und Fischen ihre vornehmsten Arbeiten. Auch handeln sie gern, und nichts macht ihnen mehr Vergnügen, als ihr kleines Eigenthum unaufhörlich zu vertauschen. Von Gelde und dessen Werthe haben sie keinen Begriff; aber den Begriff des Reichthums, und auch ein Wort, das ihn ausdrückt, haben sie allerdings. Bey den Ma-

puriern und Tamanachiern sind es die Worte Tachemoche und Cana pechini, die von Atchemo und Nuapeli herkommen, welches Geräthe, Zeug und Waaren überhaupt bedeutet. Selbst die wildesten Nationen kommen aus ihren Wäldern hervor, um mit den Europäern zu handeln. Doch setzen die Weiber einen größern Werth auf ihre Sachen, als die Männer, und verkaufen solche um keinen Preis.

Obgleich diese Völker bey ihrem Handel das Geld entbehren können, so brauchen sie doch dazu die Kenntniß der Zahlen, um nicht in ihren Geschäften betrogen zu werden. Zwar sind auch hierin ihre Kenntnisse sehr eingeschränkt, doch nicht in dem Grade, als bey vielen andern Völkern. Sie pflegen wohl auch, um sich das Zählen bequem zu machen, gewöhnlich eine Menge Schildkröten oder eine Menge bewafneter Kariben zu sagen, und dabey gleichsam als ein Zeichen der Verwundrung ihre Haare zu berühren; doch haben sie auch Worte, welche bestimmte Zahlen ausdrücken. Hier sind einige davon. Eins heißt in der Sprache der Tamanachier Tevenitpé; zwey ac — ciaché; drey, acciluóve; vier acciachemné — ne oder acciachere — pené, welches soviel heißt, als zweymal zwey; fünf, amgnaitone. Dieses letztere bedeutet eigentlich die ganze Hand. Sechs heißt itaconó amgnaponá tevenitpe oder Einer von

der andern Hand, acht, durch drey von der andern Hand u. s. w. aus, bis neun. Zehn heißt amgna acceponare, oder beyde Hände ganz. Wenn sie eilf ausdrücken wollen, strecken sie beyde Hände und einen Fuß aus, und sagen: puitta poná tevenitpe, oder einen am Fuß u. s. w. bis vierzehn. Funfzehn heißt tiptaitone, oder zwey Hände und einen Fuß u. s. f. Zwanzig aber heißt tevinitoto, oder ein Mensch, d. i. beyde Hände und Füße eines Menschen; ein und zwanzig itacono itoto jamgnar ponà devinitpé, d. i. eins an der Hand des andern Menschen; dreyßig itacono itóto poná amgna acceponare, oder zehn am andern Menschen; vierzig acciaché itòto, zwey Menschen; sechzig, drey Menschen; achtzig, vier Menschen u. s. w. Doch machen ihnen diese Zahlen schon viel Umstände, und sie pflegen daher lieber, um große Zahlen auszudrücken, kleine Häufchen von Bohnen oder anderm Getraide, jedes zwanzig Körner stark, zu machen.

Um die Entfernung von einem Orte zum andern zu bezeichnen, haben sie auch besondere Ausdrücke. Wenn sie nämlich sagen wollen: Ich werde drey Tage auf der Reise zubringen, so sagen sie: Ich werde dreymal schlafen, eh' ich dahin komme. Ist der Ort fünf Tagereisen entfernt, so heißt es: Unterwegs schläft

man

man viermal, und den fünften Tag kömmt man an. Da alle ihre Begriffe ganz sinnlich sind, so drücken sie solche auch ganz sinnlich aus. Sie sagen niemals: Gieb mir eine oder zwey Scheren, ohne dabey ein oder zwey Finger in die Höhe zu strecken; nie sagen sie fünf, ohne dabey eine Hand zu zeigen, oder zehn, ohne beyde empor zu heben. Auch haben sie, bey aller Armuth ihrer Sprache an Zahlwörtern, für jeden Finger eine besondere Benennung. So heißt der Daum bey den Tamanachiern: amgna-unu-imari, d. i. der Vater der Finger; den Zeigefinger nennen sie, wie wir: jaccaramo-tepo, den Finger zum Zeigen; den Mittelfinger iclitaono; den Ringfinger itacomiri-uopciatono, oder der Finger der neben dem kleinen steht; und den letztern nennen sie, wie wir; itacomiri, oder den kleinen.

Die Zeit, welche den Männern vom Fischfang, von der Jagd und vom Handel übrig bleibt, bringen sie mit gewissen Nationalspielen zu, deren aber nur sehr wenige sind. Dahin gehört das Schießen mit Pfeilen nach einem gewissen Ziele, das Ringen, und eine Art von Ballspiel, das besonders die Ottomachier, bis zur Leidenschaft lieben. Im Ganzen genommen aber ist der Tanz ihre Hauptvergnügung. Sie haben ihre Tänze für alle Tage und für festliche Gelegenheiten; auch andre, die sie vor ihren

Weibern geheim halten. Herr G., der seine Wilden zu guten Christen bilden, und ihnen daher das Tanzen verleiden wollte, bediente sich des Kunstgriffes, die lächerlichen Gebräuche, die sie dabey hatten, bekannt und verächtlich zu machen. Dies mißfiel ihnen sehr, doch waren sie einige Tage unschlüssig, was sie thun sollten, endlich kamen sie alle zu ihm, und ihr Oberhaupt sagte: Er käme, um ihm die Beschwerden seines Volks vorzutragen. Sage nur frey heraus, antwortete Herr G., alles, was dir gefällt. Darauf sagte er: „Wir sind unwillig, daß du einen Tanz bekannt machst, der nach den Sitten unserer Voreltern, vor den Weibern geheim gehalten werden soll." — Höre nur, antwortete Herr G.: wenn euer Tanz ein gesittetes Vergnügen ist, so thut ihr sehr unrecht, daß ihr die Weiber davon ausschließt. — „Ja," erwiederte er: „es ist ein Vergnügen, aber" — Es ist also etwas unschickliches dabey? fiel ihm Herr G. ins Wort; und du bist ein Christ, also erlaube ich es nicht. Er war verlegen, doch endlich sagte er mit stolzer Miene: „Wir versprechen unsern Tanz bekannt zu machen, doch unter der Bedingung, daß du uns den Gott zeigst, von dem du uns so viel vorgeschwatzt, den du uns aber nie gezeigt hast" — O, du bist nicht gescheut! erwiederte Herr G. (der jetzt doch wohl eben so

verlegen war, als vorhin der Wilde) Nicht wahr, du bist ein König, und giebst dich nicht mit geringen Leuten ab? Du sprichst nicht mit ihnen, ich weiß es; und doch verlangst du, daß Gott, der Herr der ganzen Welt, sich dir oder mir, die wir so niedrige Geschöpfe gegen ihn sind, zeigen soll? Du träumst und denkst nicht wie ein vernünftiger Mann. —

Dies befriedigte sie einigermaßen, sagt Herr G., aber uns thut es leid, daß er sie über diesen Gegenstand auf solche Art befriedigte. Wir fürchten, daß er seine Wilden auf solche Weise nicht zu Christen, sondern nur zu getauften Heiden gemacht haben, und daß er ihnen statt ihres menschenähnlichen amalivaca (so nennen sie das höchste Wesen) einen eben so menschenähnlichen Dios untergeschoben haben möchte.

Es ist gewiß, daß die Oronokesen, so roh und einfältig sie auch sonst sind, und so wenig sie in diesem Punkt übereinstimmen, dennoch ein höheres Wesen annehmen. Freylich ist diese Grundwahrheit unter ihnen durch unzählige Fabeln verstümmelt, aber der Hauptsatz bleibt doch immer. Die Tamanachier und alle, die mit ihnen einerley Sprache reden, glauben das Daseyn eines Wesens, von dem alle Dinge abhängen, und geben diesem Wesen den Namen Amalivaca. Unter einem ähnlichen Namen ist es auch bey an-

dern Nationen, den Cariben, Perechiern, und mehrern bekannt.

Diesem Gott geben die Tamanachier einen Bruder, Namens Vocci, und sagen, daß beyde zusammen die Welt erschaffen hätten. Als sie den Fluß Oronoko machten, hielten sie eine lange Berathschlagung, und wollten ihn so einrichten, daß man auf und ab immer mit dem Strome schiffen könnte, damit die Ruderer, welche sie erschufen, desto weniger ermüdet würden. Dies war ihnen aber zu schwer, und sie ließen daher ihr Vorhaben fahren. Amalivaca hatte auch eine Tochter, die, wie andere ihres Gleichen, eine große Liebhaberin vom Spatzierengehen war, welches zu verhindern ihr Vater ihr die Beine zerbrach. Er wohnte lange bey den Tamanachiern an einem Orte, der Maita heißt, welches weiter nichts als ein überhangender Felsen ist, auf dessen Spitze einige über einander gelegte Steine eine Höhle bilden. Dies hieß noch zu der Zeit, als Herr G. in diesen Gegenden war, das Haus des Amalivaca. Nicht weit von seiner Wohnung findet man seine Trommel, welche nichts als ein großer Stein ist, dem sie diese Benennung geben. Nachdem Amalivaca viel Jahre bey ihnen gewohnt hatte, nahm er endlich ein Kanot, um damit wieder nach der andern Seite des Meeres, wo er hergekommen war, zurück zu kehren. „Du wirst ihn dort vielleicht gesehen haben" setzten

setzten sie gewöhnlich hinzu, wenn sie Herrn G. davon erzählten: und als er schon im Kanot war, wandt' er sich noch einmal an die Tamanachier, und sagte: „Ihr werdet indessen die Haut verändern." Unter diesen Worten verstand er aber, setzten die Tamanachier hinzu, daß unsre Vorfahren nicht sterben, sondern sich beständig verjüngern, und nur die Haut wie die Grillen und Schlangen verändern sollten. Ein altes Weib hörte dies mit Verwunderung an, und sagte oh, wodurch sie zu verstehen geben wollte, daß sie es nicht glaubte. Amalivaca ward dadurch beleidigt, daß er mit deutlichen Worten sagte: „Ihr sollt sterben!" Hätte aber die Alte geglaubt, so würden wir jetzt nicht sterben, setzten sie hinzu. — Dies ist alles, was sie von ihrem vorgeblichen Gotte wissen. Also auch diese Wilden haben es einem Weibe zu danken, daß sie sterben müssen.

Die Maipuri, Guibunabi, Caberi, und die übrigen Nationen, die mit ihnen einerley Sprache reden, nennen das höchste Wesen purru-naminari. Herr G. suchte die eigentliche Bedeutung dieses Worts zu erforschen, und befragte darüber einige verständige Maipurier; aber sie konnten ihm keine Auskunft geben, weil ihre alten Mütterchen, die bey ihnen die Stelle der Kroniken vertreten, mehrentheils ausgestorben waren. Purru-naminari, sagen sie, erschuf den

Menschen. Er hatte auch einen Sohn, der Sisiri hieß, und dessen Mutter eine unsterbliche Göttin war, die den Namen Tapa-nimarru führte. Diese war eine sehr schöne Jungfrau; purrunaminari verliebte sich in sie, und bloß seine Begierde machte sie, ohne daß er sie berührte, zur Mutter des Sisiri.

Die Ottomachier geben ihrem höchsten Wesen eine sehr richtige Benennung (wie Hr. G. sagt,) nämlich Gibiuranga, d. i. der, der in der Höhe wohnt. Doch mischen sie nicht weniger seltsame Fabeln in ihre Erzählungen von ihm. Die Jaruri, die sich von allen übrigen Völkern durch ihre Sprache unterscheiden, sind auch über das höchste Wesen mit ihnen verschiedener Meynung. Sie nehmen an, die Welt könne nicht von sich selbst entstanden seyn, theilen aber die Sorge für dieselbe sowohl, als die Erschaffung, unter mehrere Götter. Einen derselben nennen sie Andeconome, oder den Gott des Himmels, einen andern Dabuconomé oder den Gott der Erde. Inoiconomè ist der Gott der Wälder, Ciriconomè der Wiesen, Viconomè des Wassers und der Flüsse.

Ein höchstes Wesen nehmen also alle Oronokesen an, aber ihm Verehrung zu erweisen, fällt ihnen nicht ein. Sie begnügen sich damit, daß sie das Daseyn eines Schöpfers der Welt erkennen; ohne daß diese Erkenntniß auch nur den ge-

ring

ringsten Einfluß auf ihren Wandel hätte; man müßte denn folgenden Umstand für gottesdienstliche Handlung halten wollen. Die Tamanachier haben eine Tradition von einem Japituari, (wer denkt hier nicht an Jupiter) der sich aus einer besondern Pflanze, die einer Kette ähnlich ist, eine Leiter macht, auf welcher er gen Himmel stieg. Sie wissen wenig mehr von diesem Japituari, doch scheinen sie ihn für den Beschützer der Juccawurzel zu halten: denn wenn sie solche pflanzen, so pflegen sie zu sagen: Iapituari imun machè, d. i. gieb, Japituari, daß diese Wurzeln groß werden. Diese Anrufung ist das einzige, was man eine gottesdienstliche Handlung nennen kann.

Die Oronokesen scheinen auch den Begriff zu haben, daß die Seele ein von dem Körper verschiedenes Wesen sey. Die Tamanachier nennen dieses Wesen nando. So sagen sie zum Beyspiel, wenn einer stirbt: Vha nanjacce, er ist ohne Seele geblieben, oder: Inan tatecce, seine Seele hat sich entfernt. Sie glauben, daß die Seele nach dem Tode über das Meer oder in diejenigen Gegenden gehe, die wir Europäer bewohnen. Daselbst verfertigen sie allerley künstliche Arbeiten für ihre zurückgelassenen Verwandten: dergleichen sind unsere Bänder und andere Waaren, die ihnen am bewundrungswürdigsten scheinen. Uebrigens weisen sie allen, sowohl

Guten, als Bösen, einerley Wohnort nach dem Tode an.

Wenn Herr G. dieses hörte, so fragte er sie immer: Wie kann es euch möglich scheinen, daß die Frommen und Gottlosen einerley Schicksal nach dem Tode haben sollten? — „Ja," pflegten sie hierauf ganz ruhig zu erwiedern: „Wir wissen es nicht anders, und haben nur von unsern Alten gehört, daß alle Seelen ohne Unterschied sich daselbst aufhalten."

Indessen scheinen doch einige Nationen, z. B. die Maipurier, Jaruri u. a. m., über diesen Gegenstand aufgeklärter zu seyn. Erstre bestimmen der Seele, wenn sie im Leben gut gewesen ist, einen angenehmen Ort zum Aufenthalt, doch ohne ihn näher zu beschreiben; ist sie aber böse gewesen, so kömmt sie in einen Brunnen, worin ein beständiges Feuer brennt. Die Piaci geben vor, daß sie diesem Orte der Strafe entgehen könnten, wenn sie gewisse, ihrem Gott angenehme, Lieder sängen. Die Jaruri nehmen zum Aufenthalte der Guten einen Ort an, wo sie die herrlichsten Speisen genießen; aber die Bösen versetzen sie in Gegenden, wo nichts als wilde herbe Früchte wachsen. Die Ottomachier glauben, daß die Seelen, mögen sie gut oder böse gewesen seyn, sich gegen Westen an einen Ort begeben, wo sie ohne Beschwerde und Arbeit ruhig leben. Doch begegnet ihnen, ehe sie dahin kommen, der

große

große Vogel Fichitigi, der ein Feind des ganzen Menschengeschlechts ist. Dieser mißgönnt ihnen das westliche Paradies, greift deshalb die Todten an, tödtet sie, wenn sie sich nicht tapfer wehren, und frißt sie.

Auch von einem bösen Wesen wissen die Oronokesen. Sie nennen es Iulochiamo und fürchten es sehr, weil es den Menschen Leid zufügt. Sie schreiben ihm auch viel Verschlagenheit und Stolz zu, daher sagen sie, wenn jemand klug oder ruhmredig spricht: Er spricht wie der *Iulochiamo*. Eben diesen Ausdruck hörte Herr G., als einer sich seiner vorzüglich weißen Haut rühmte, und sich deshalb besser, als andere dünkte. „Daher habe ich auch nicht ohne Grund vermuthet," setzt Herr G. in aller Unschuld und im völligen Ernste hinzu: „daß der Teufel diesen armen Wilden in ihrem heidnischen Zustande öfters erschienen sey; und ein Tamanachier sagte mir auch, er sey ihnen vor Zeiten sehr lästig gewesen; jetzt aber, sagte er, schlafen wir hier in Ruhe und sehen ihn niemals."

Einige Nationen haben, um die Seelen der Verstorbenen und den bösen Geist zu bezeichnen, nur Ein Wort, welches viel Verwirrung veranlaßt. Doch kann man dieses erklären, wenn man annimmt, dies Wort bedeute ungefähr das, was wir durch Geist ausdrücken. Dabey hat Herr G.

auch

auch bemerkt, daß sie nicht alle abgeschiedene Seelen Geist nennen, sondern nur diejenigen, welche im Kriege umgekommen sind. Sterben sie aber eines natürlichen Todes, so nennen sie die Seele amitamine, wie die andern Völker. Einige Nationen geben auch dem bösen Wesen die Benennung Fichitigi, welches, wie wir gesehen, der Name jenes großen gefräßigen Vogels ist. Andere nennen ihn mabari, und schreiben ihm alles Böse zu, welches die Menschen trifft. Empfinden sie Reissen in den Gliedern, so sagen sie: es ist eine Wunde von Mabaris Pfeilen. Haben sie das Fieber, so sagen sie: Mabari habe sie vergiftet. Sie glauben, daß einige Gegenden ihm vorzüglich zugehören, und wehe dem, der sich einfallen ließe, diesen Stellen zu nahe zu kommen. Weil sie dieses Wesen fürchten, so zeigt sich auch ihr Glaube an selbiges desto deutlicher durch eine Art von Opfer, das sie ihm bey festlichen Gelegenheiten hinsetzen. Auch hörte Herr G. einmal zwey oder drey junge Pursche am Eingange eines Waldes fürchterlich heulen und schreyen, während die übrigen im Dorfe tanzten. Er fragte sie, was dieses Geschrey bedeuten sollte, und sie antworteten ihm ganz treuherzig: „Wir thun dies, um den Mabari zu belustigen, damit er uns nichts zu Leide thut!"

Auch unter diesen Nationen finden sich Traditionen von einer allgemeinen Ueberschwemmung,

die

die sehr merkwürdig sind, weil sie eine wunderbare Aehnlichkeit mit den hieher gehörigen Erzählungen der Griechen und Juden haben.

Zu den Zeiten unserer Alten, erzählen diese Wilden, wurde alles mit Wasser überschwemmt. Nur zwey Personen, ein Mann und ein Weib, retteten sich dadurch vom allgemeinen Untergange, daß sie auf dem Berge Tamanachu blieben, den unsere Vorfahren damals bewohnten. Diese zwey übrig gebliebene betrübten sich sehr über den Verlust ihrer Anverwandten und Freunde, und indem sie traurig auf dem Berge herum wanderten, hörten sie eine Stimme, die ihnen sagte: Sie sollten die Kerne der Nüsse, welche die Murikapalme trägt, hinter sich über ihre Schultern werfen. Sie thaten dies, und alsbald wurden aus den Kernen, die das Weib geworfen hatte, Weiber, und aus denen, die der Mann geworfen hatte, Männer. — Noch bis diesen Tag haben sie eine große Furcht vor einer Ueberschwemmung. Sie sitzen während der Regenzeit traurig in ihren Hütten, und fürchten immer, das Wasser möchte wieder so hoch anschwellen, als zu den Zeiten ihrer Vorfahren. Daher war es ihnen immer sehr angenehm, daß ihnen Herr G. (vermuthlich auf den Regenbogen der jüdischen Tradition gestützt) für gewiß versichern konnte, daß sie keine Ueberschwemmung mehr zu besorgen hätten.

Noch

Noch wunderbarer ist die Uebereinstimmung, die sich unter den Erzählungen der Maipurier von der Entstehung des Menschen, und den Erzählungen des Mose über eben diesen Gegenstand findet. Sie sagen nämlich: Purrunaminari erschuf zuerst den Mann, und als dieser schlief, nahm er eine seiner Rippen und bildete daraus das Weib; darauf weckt' er ihn und sagte zu ihm: Siehe das Weib an. — Sehr sonderbar! Aber wer kann es ausmachen, ob nicht irgend ein Christ schon vorher unter diesen Völkern war, der ihnen diese Geschichte erzählte, die sie, weil sie einem so sinnlichen Volke sehr auffallen mußte, im Gedächtnisse behalten hatten. Diese Vermuthung wird dadurch um so wahrscheinlicher, da sich bey ihren Nachbarn keine Spur von einer ähnlichen Erzählung findet. Denn die Ottomachier erzählen, eine Weibsperson, die ohne Zuthun eines Mannes schwanger geworden, sey durch die Lüfte geflogen, und habe, als sie am Oronoko vorbey gekommen, den ersten Ottomachier, von denen alle übrige abstammen, daselbst geboren. Andere Nationen glauben, daß ihre Vorfahren wie die Früchte auf den Bäumen gewachsen wären. Noch andere nennen sich Kinder der Sonne oder der Erde. Einige Nationen führen sogar Namen, die ihren Ursprung andeuten. So heißt eine Vaca mucura, und eine andere Varacà — paccili, welches so viel bedeutet, als die Kinder

der und Geschwister der *Palma murica* und des Bären.

Wir schließen unsere Bemerkungen über diese Wilden mit ihren Kriegen und der Art solche zu führen.

Bey gesitteten Völkern kann man wohl nach der Veranlassung eines Krieges fragen. Dies ist aber nicht der Fall unter diesen rohen Indiern, die sich, vermöge ihrer angebornen Wildheit, berechtigt glauben, jeden, der nicht zu ihrem Häufgen gehöret, als einen Feind zu betrachten, und seinen Untergang zu befördern.

Nie fällt es ihnen ein, Krieg zu führen, um ihre Herrschaft durch die Länder des überwundenen Volkes zu vergrößern. Sie sind blos darauf bedacht, mit blinder Wuth das Land nebst seinen Einwohnern zu verderben und zu verwüsten. Durch diese feindseligen Gesinnungen sind auch viele Völkerschaften so ganz aufgerieben worden, daß von ihnen nichts, als der Name, übrig geblieben ist. Wie sollte man aber auch sonst die geringe Bevölkerung aller dieser Gegenden erklären, wenn man sie nicht von den fürchterlichen Epidemien, oder von den grausamen Kriegen herleitete? In den letztern zeichnen sich die Guipunavi und Cariben, von denen erstere die Länder am obern, und letztere die am untern Oronoko verheerten, vorzüglich aus. Hier haben sie viele ihrer Feinde erschlagen, noch mehrere gefangen weggeführt, an-

dre wurden flüchtig, und verkrochen sich auf unersteiglichen Bergen, so daß die lachendsten Gegenden mehrentheils nur der Wohnort wilder Thiere geworden sind.

Die große Uneinigkeit aller dieser wilden Einwohner der neuen Welt, ist auch die vornehmste Ursache, warum eine Handvoll Fremde sich in so kurzer Zeit ihres ganzen Landes bemächtiget hat. Denn sobald sie nur mit einer Nation Krieg führten, waren alle übrigen sogleich ihnen behülflich, den Untergang ihrer Landsleute zu befördern. Wenn aber auch zwey Völker unter einander durch Freundschaft verbunden sind, so ist doch die kleinste Veranlassung hinreichend, sie zu tödtlichen Feinden zu machen. Es dürfen nur ein paar Indier von jeder Parthey sich bey einem Trinkgelage entzweyen, sogleich gehen sie zu Thätlichkeiten über, die Verwundeten entfliehen zu ihren Landsleuten, und in kurzer Zeit theilen sie diesen ihre feindselige Gesinnungen mit, und der Krieg wird gegen ihre vormaligen Freunde beschlossen.

Oft treibt sie aber auch die Haabsucht zu den Waffen, um viele Gefangene zu machen, die sie nachher als Sklaven gegen allerhand Waaren vertauschen. Ihren Kindern männlichen Geschlechts flößen sie auf folgende Art Muth und Unempfindlichkeit ein: sie blasen ihnen die schwarzen großen Ameisen, deren Biß so empfindlich ist, durch ein kleines Rohr auf den bloßen Leib, um sich gegen

den Schmerz unempfindlich zu machen. Wer sich beklagt, wer nur einen Seufzer hören läßt, wird sogleich für feig ausgeschrieen, und von jedem verachtet. Um sich also nicht der Schande bloß zu geben, duldet jeder bis auf das Aeußerste, ohne nur eine Miene zu verziehen. Unter den Maipuriern ist es sogar üblich, bey ihren Tanzversammlungen die jungen Leute an einen in die Erde gegrabenen Pfahl zu binden, und mit Peitschen, die sie Manacapi nennen, zu geisseln, so daß ihr ganzer Leib voll blutiger Striemen ist. Diese Prüfung des Muths, die aber nur mit den Erwachsenen vorgenommen wird, halten sie für eine besondere Ehre, und brüsten sich eben so sehr mit ihren Geisselstriemen, als ein alter Soldat bey uns mit den Narben seiner im Kriege erhaltenen Wunden. Die Peitschen, deren man sich bey dieser Gelegenheit bedient, sind kleine Stricke, aus den harten Fibern einer gewissen Pflanze verfertigt, die nachher mit dem Peramanharze überzogen worden.

Da alle Oronokesen Fischer und Jäger sind, so brauchen sie ihre Waffen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Ihre eigenthümlichen Waffen sind bloß Pfeile und Keulen: erstere brauchen sie in der Ferne, leztere in der Nähe. Der Keulen, die sie Macana nennen, giebt es drey Arten. Die erste ist die Macana der Cariben, welche man unter deu meisten Wilden am untern Oro-

noko findet. Sie sind von sehr hartem Holze, ohngefähr anderthalb Ellen lang, einen halben Schuh breit und zwey Finger dick. Ihre Glätte ist ausserordentlich. Man bindet sie mit baumwollenen Schnüren an die Faust, und die Schläge, die sie damit geben, sind fürchterlich. Die zweyte Macana, oder die Keulen der Ojis, werden aus dem Holze der Aracupalme gemacht, und man faßt sie in die Hand wie einen Säbel. Der Handgriff ist ganz schmal, erweitert sich aber bis zur Mitte allmählig, wo die Keule ungefehr einen Schuh breit ist. Nachher läuft sie wieder spitz zu wie ein grosses Messer. Die Macana der Indier am obern Oronoko, ist ein vier Finger breites Holz von der Aracupalme. Fünf bis sechs Schuh lang, an beyden Enden platt, mit stumpfen Ecken, und am Ende nicht zugespitzt. Diese Keulen, die ganz schwarz sind, werden mit beyden Händen gehandhabt.

Bogen sind allgemein bekannte Waffen, doch unterscheiden sich die dortigen dadurch, daß die beyden Enden derselben nicht zurück gebogen sind, sondern geradezu laufen. Sie sind aber äußerst biegsam und elastisch, obgleich aus sehr hartem Holze gearbeitet. Die Pfeile verfertigen sie aus einem gewissen dünnen Rohre, das sie preu nennen, und welches bey seiner Dichtigkeit federleicht ist. Die Spitzen der Pfeile sind von verschiedener Gattung; bald von Fischgräten, bald von zuge-

spitzt,

spitzten harten Hölzchen, bald von Eisen. An dem einen Ende des Rohrs befindet sich ein Einschnitt; in diesen stecken sie die Spitze und befestigen sie durch dünne mit Peramenharze bestrichene Fäden Das andere Ende des Rohrs ist mit Federn versehen, die wie Flügel den Pfeil durch die Luft tragen. So künstlich aber auch ihre Pfeile gemacht sind, hat man doch wenig von ihnen zu fürchten, weil man sie leicht mit einem Stocke oder gar mit einem Schnupftuche abwehren kann. Doch wissen sie die Wilden gefährlich genug zu machen, dadurch, daß sie solche vergiften. Das Gift, dessen sie sich dazu bedienen, heißt Curare, und wird aus einer gewissen Wurzel, die Herr G. nie kennen lernte, gekocht. Es ist schwarz von Farbe, und gleicht einer dicken Salbe. Seine Wirkung ist äußerst schnell, und selbst die stärksten Thiere, Rinder, Pferde und Tiger, sterben in wenig Minuten davon. Doch wirkt es bloß auf die Blutmasse, welche auf der Stelle gerinnt. Sonst kann man es ohne Gefahr in den Mund nehmen, und das dadurch getödtete Wildpret kann man, wenn es gekocht oder gebraten ist, ohne Gefahr essen. Die Wilden setzen keinen Werth auf dieses Gift, wenn es alt geworden ist, weil es durch das Alter seine Kraft verliert.

Ihre Kriege führen sie nie offenbar. Sie suchen ihre Unternehmungen vielmehr mit möglichster Sorgfalt zu verbergen. Den Abend vor

dem Angriffe schlafen sie nahe bey dem Dorfe, das ihre Feinde bewohnen, und schicken vorher einen Kundschafter aus, der die beste Gelegenheit erforscht, und ihnen Nachricht zurück bringt, wie sie sich verhalten müssen, um die ganze Nation schlafend zu überfallen.

Diese nächtlichen Ueberfälle sind allgemein bekannt, und daher pflegen auch die Indier gewöhnlich ein oder zwey Stunden vor Tages Anbruch aufzustehen. Das einzige Rettungsmittel der mit Krieg bedroheten, besteht darinn, daß sie zu rechter Zeit Nachricht von dem bevorstehenden Ueberfalle bekommen, um entweder zu flüchten, oder sich zur Gegenwehr zu rüsten. Gewöhnlich aber ist die angreifende Partey so glücklich, ihre Feinde in tiefer Ruhe zu überraschen, und sie unter Thränen und Seufzern im Triumph fort zu führen. Da die Haabsucht eine von den vornehmsten Veranlassungen zu ihren Kriegen ist, so geht ihre erste Sorge dahin, die Haabseligkeiten der Ueberwundenen unter sich zu theilen. Die Jucca-wurzeln werden ausgerissen, die Bananen abgeschnitten, was brauchbar ist, mit genommen, und alles übrige wird unwiederbringlich verheert und verbrannt. Die Männer führen sie gebunden hinweg, und ihnen folgen die Weiber und Kinder ungebunden und in Thränen zerfließend. Des Nachts stellen sie überall Wachen, damit sich keiner losbinden möge, und dies geschieht, bis sie wieder

in

in ihrer Heimat sind. Hier feyern sie ihre glückliche Zurückkunft mit Tänzen und Trinkgelagen, und vertheilen die Gefangenen unter sich und ihre Freunde.

III.

Die Akraer und Fidaer. *)

Die beyden ansehnlichsten Völkerschaften, die in und neben den Besitzungen der Dänen auf Guinea wohnen, sind die Akraer und Fidaer, und diese betreffen hauptsächlich folgende Nachrichten.

Die Akraer kleiden sich ziemlich so, wie die übrigen Völkerschaften, die an der sogenannten Sklavenküste wohnen. Die Männer tragen einen Gürtel, der zuweilen aus Leder künstlich geflochten ist, oder in einer silbernen Kette, oder auch in einer Schnure Korallen besteht, über der Hüfte. Durch denselben ziehen sie einen Streif von Kattun, Leinwand oder seidenem Zeuge, der ungefähr eine halbe Elle breit und zwey Ellen lang ist, zwischen den Dickbeinen hin, und lassen beyde Enden vorne und hinten

 herab

*) S. des Herrn Paul Erdmann Iserts Reise nach Guinea und den Caribäischen Inseln in Columbien; (Amerika) in Briefen an seine Freunde beschrieben. Kopenhagen, 1788.

herab hangen. Je länger das hinten herabhangende Ende ist, für desto hervorstechender halten sie sich geputzt. Diesen Vorhang, dessen eigentliche Bestimmung Bedeckung der unerbaren Theile ist, muß jeder Neger haben und wird selbst dem Sklaven von seinem Herrn zugestanden. Er heißt in ihrer Sprache Tákla. Ausser ihm tragen sie noch einen größern Umhang, der für einen erwachsenen Neger drey Ellen in die Länge und Breite halten muß, und den sie Mammale nennen. Er ist des Nachts ihre Decke, des Morgens ihr Schlafrock und den Tag über ihr Staat. An kühlern Morgen wickeln sie sich ganz in denselben, und lassen nur den einen Arm heraushangen; aber bei Tage und in Gesellschaften den obern Theil des Körpers bedeckt zu halten, wäre ein Verstoß gegen den Wohlstand. In diesen Fällen schlägt man das Mammale herunter und steckt es an der linken Seite in den Gürtel, aber nicht fest, und so, daß es jeden Augenblick, wenn sie sich bewegen, wieder herausgeht. Das Wiedereinstecken desselben dienet ihnen öfters zum Zeitvertreibe, oder sie spielen auch damit, wie die Europäer mit ihren Tabatieren oder Schnupftüchern. Der feinere oder gröbere Stoff zu diesem Mammale bestimmt den Reichthum oder den Rang dessen, der ihn trägt. Gewöhnlich sind es grobe, ostindische Baumwollenzeuge, oder gedruckte Kattune, auch halbseidene und seidene Zeuge.

Das Täklä und Mammale sind der vollständige und nöthige Anzug des Negers; aber zum Luxus bedarf er noch viele andre Dinge. Er schèert seinen Kopf, wenn er alt wird, ganz kahl; ist er jünger, so läßt er etwas vom Haare stehen, das in gewisse Figuren abgetheilt ist, die sie vorher auf dem Kopfe mit Kreide bezeichnen. So haben sie zuweilen die Figuren ganzer Forts, Blumen, Blumenbeete ꝛc. auf dem Kopfe. Oft befestigen sie auch an dem Haarbüschel kleine goldene Schellen. Die Vornehmen lassen sich den Kopf alle Tage scheeren, die übrigen wenigstens alle acht Tage. An den übrigen Theilen des Leibes, welche Haare treiben, dulden sie dieselben nicht, und selbst den Bart tragen nur wenige. Bloß junge Krieger lassen ihn bis auf drey Zoll am Kinne wachsen.

Ihr übriger Putz ist nach der Laune und dem Geschmack eines jeden verschieden. Einige schmücken sich mit Ohrringen, die sie wie die Europäer tragen, andre mit Halsbändern von Korallen. Sie verfertigen sich von letztern eine Art aus weissen Muschelschaalen, die sie auf Steinen dazu schleifen. Die Vornehmen tragen eine weitläuftige bis über die Brust herabhängende Schnur von wirklichen rothen Korallen, die Daums dick sind und die sie oft für den Werth von zwey männlichen Sklaven (also ungefähr für zweyhundert und zwanzig Thaler) gekauft haben. Der Adel

trägt auch um Hände und Hals Agrien, eine Korallenart, die sie mosaisch zusammensetzen. Diese Korallen haben bey ihnen den höchsten Werth, und eine einzelne davon, einen Finger dick und einen Zoll lang, wird zuweilen um den Werth von sieben Menschen gekauft, da eine andre von eben der Art nicht den Werth einer Unze Goldes übersteigt. Der Grund, warum eine weit theurer ist, als die andre, liegt darin, daß sie von einem Könige oder einem großen Anführer ist getragen worden. Jemehr sie solchen Großen zum Putz gedient hat, oder jemehr und wichtiger die Schlachten waren, in denen sie mit war, desto höher in Werth.

Um die Arme tragen diese Neger gewöhnlich eine Menge Ringe, die bald aus Elfenbein, bald aus Kupfer, bald aus Messing oder Eisen sind.

Sie hangen oft zu zwanzigen, wenn sie von Elfenbein sind, ganz locker um den untern Theil des Armes; zuweilen tragen sie aber auch einen um den obern Theil, der das dicke Fleisch gewaltsam einpreßt. An den Fingern, besonders am Daumen, tragen sie beständig eine Menge Ringe, die, wie die Armbänder, aus allerley Metall, am häufigsten aber aus Gold und Silber, verfertigt sind. Zuweilen haben diese Ringe eine Kappe, die einen Zoll lang seyn kann und wie ein Zuckerhut in die Höhe steht; zuweilen tragen sie auch unterm Kniee eine Korallenschnur

auf

auf Bastfaden gereihet, wovon die Büscheln, in Knötchen geschlagen, herunterhängen. Dieses Putzes bedienen sie sich aber nur auf Reisen.

Die Weiber putzen sich auf eine andre Art, als die Männer. Eine schwarze Dame braucht ihre zwey Stunden, wenn sie vollständig und mit Geschmack gekleidet seyn will. Auch ihnen kostet der Kopf die meiste Zeit. Sie scheeren ihn, wie die Männer, in Figuren, die aber andern Gegenständen nachgebildet sind. Auf der Scheitel lassen sie meist einen breiten Schopf stehen, in und an welchem sie etwas Goldflitter, die Spitze einer rothen Schwanzfeder vom Papazey, zuweilen auch Rohrbüschel, befestigen. Vorher haben sie den Körper sorgfältig gewaschen und gescheuert und ihn dann mit einer Art von wohlriechendem Talg eingeschmiert, der aus einem gewissen Baum harzartig hervorgetrieben wird. Dann wird erst die Schminke aufgelegt, wozu sie alle Arten von Farben nehmen. Die gemeinste ist die weisse, die sie aus einem feinen Thone machen. Ihr Blau haben sie von den Europäern. Sie rühren diese Farben mit Wasser ein und tunken sodann Hölzer, in welche allerley Figuren geschnitten sind, darein und drücken sie auf Stirn, Backen, Kinn, Brust, Bauch, Arm und Fuß ab. Das Gesicht wird mit den köstlichern Farben, z. B. Blau und Grün, die übrigen Theile des Körpers mit der schlechtern, weiß gemalt. Wenn

sie nicht viel Zeit haben, machen sie diese Malerey mit den Fingern; ist aber eine öffentliche Feyerlichkeit, so haben drey oder vier andre Damen, die studirte Kennerinnen sind, an der Toilette den Vorsitz, und entscheiden über die Farben, über die Figuren und über die Anordnungen und Vertheilung derselben. Große Haufen von vielfärbigen Glaskorallen und von geschliffenem Achat, werden herzugeschafft, und in Schnüren über den ganzen Körper vom Kopf bis zu den Füßen vertheilt, doch so, daß die kostbarsten darunter am Halse und an den Händen angebracht werden. Um die Hände werden goldene Bügel gehängt, an welchen wiederum allerley Gold- und Silbermünzen hangen, die sie von den Europäern erhandelt haben. Finger und Zehen starren von goldenen und silbernen Ringen. Um die Füße, zwischen Knöchel und Absatz, wird ein starker, silberner Bügel geschränkt, der oft gegen ein Pfund schwer seyn kann.

Sonst haben die Weiber auch ihre Täklä, wie die Männer, nur daß sie nicht über eine Hand breit sind, daß sie dieselben nicht vorne herunter hängen lassen, sondern den Zipfel zurück schlagen, und daß sie das hintere Ende aufrollen, und dadurch, wenn das Mammale darüber kömmt, eine Art von Sattel bilden, auf welchem sie ihre Kinder reiten lassen, wenn sie dieselben bey ihren Arbeiten um sich haben wollen. Ueber ihr Täklä nehmen

nehmen sie dann das Mammale von eben der Größe und Breite, wie es von den Männern getragen wird. Sie schlagen es um die Hüften, und solchergestalt sieht es fast aus, wie ein europäischer Frauenzimmerrock, nur mit dem Unterschiede, daß der Schlitz vorne zusammen schlägt und daß beym Gehen oft noch weit mehr, als das Kniee sichtbar wird. Da die europäischen Zeuge nie drey Ellen Breite haben, so heften sie dieselben mittelst einer künstlichen Nath zusammen, die gerade den vorhin gedachten Sattel überkreuzen muß. Das Mammale selbst wird durch einen zusammengelegten seidenen Streif über der Hüfte befestiget. Der Knoten desselben hängt da, wo die schöne Venus zu Florenz eine ihrer kleinen Hände schüchtern vorbreitet, und ist mit einem rauschenden und klappernden Bunde von Schlüsseln, Thalern und kleinen Glocken behangen. Dies Geläute kündigt eine Negerdame auf viele hundert Schritte aus der Ferne an. Um den Oberleib schlagen sie ein zweytes Mammale unter den Achseln herum, dessen äußerstes Ende über die Schultern geworfen wird und bis über den Rücken herabflattert. Dies obere Mammale muß immer von feinem Zeuge, entweder Ziz oder Seide, oder feines ostindisches Tuch seyn.

Sie parfümiren sich auch, wie unsere europäischen Stutzer und Stutzerinnen und halten sich ausdrücklich zu diesem Behufe Zibethkatzen, aus deren Beutel sie wöchentlich ihre schmalzartigen

Par=

Parfüms nehmen. Da dies Fett aber theuer ist, weil sie es häufig verbrauchen: so nehmen sie oft den ganzen Beutel des Thiers und hängen ihn um den Hals. Fehlt ihnen auch dieser: so nehmen sie die Blätter eines gewissen Baums, flechten sie künstlich in Kränze und Rosen und hängen sie, der Zierde und des Wohlgeruchs wegen, vor die Brust.

Sobald sich eine Frau schwanger fühlt, verändert sie ihren Putz: sie läßt ihr Haar wachsen, schminkt sich nicht mehr und legt alle ihre Zierrathen von Gold und Korallen ab; bekömmt aber dafür von den Priesterinnen eine Art von Bastmanschetten, die ersten Monate um die Hände, nachher um die Kniee, und zuletzt dicke Wülste davon um die Knöchel. Diese Manschetten selbst werden aus einem weichen Bast gemacht, dessen Enden halbe Ellen lang herabhangen, und voller Knoten sind, deren jeder seine besondere, heilsame Folge für die Schwangerschaft und Entbindung hat, und die mit rother Erde, der sogenannten Fetisfarbe, bemalt sind. Einige Familien müssen, während der gangen Zeit der Schwangerschaft, ein Rehfell bey sich führen; sie dürfen es nicht ablegen und hängen es bey der Arbeit über den Rücken. Je näher die Entbindung kömmt, desto mehr werden sie von den Priesterinnen mit Amuletten behängt, die ihnen, für baares Geld, wie unter allen Nationen der Se-

gen

gen Gottes, ertheilt werden. In den letzten Tagen kneeten sie der Schwangern eine Menge weichen, rothen Bolus in die Haare, und führen sie mit feyerlichem Gepränge durch die Stadt. Erst nach der Niederkunft darf die Wöchnerin diese Lehmkappe wieder ablegen.

Die Mädchen tragen beständig, selbst beym größten Staate, nur ein großes Untermammale: der obere Theil des Körpers bleibt, nach den Regeln der Mode und Koketterie, beständig bloß. Die Kinder beyderley Geschlechts laufen bis in das achte Jahr ohne alle Bedeckung herum, ausser daß sie Korallen an Händen und Füssen haben, die oft so häufig und dick sind, daß sie kaum davor gehen können. Trift es sich, daß das erste oder zweyte Kind einer Frau stirbt: so muß das dritte desto sorgfältiger in Acht genommen werden. Deshalb hängt man demselben eine Menge geweiheter Muscheln, Schnecken u. dergl. in die Haare, die erst wieder herab genommen werden dürfen, wenn das Kind drey Jahre zurück gelegt hat. Der Kopf darf ihm während der Zeit nicht geschoren werden.

Meist alle Neger sind gut gewachsen und die Akraer haben vorzüglich feine Züge. Es ist wahr, daß der Umriß des Gesichts bey dem großen Haufen der Neger, von dem Umrisse der europäischen Gesichter verschieden ist; aber mitunter findet man dennoch Gesichter, welche, die schwarze Farbe ab:

abgerechnet, selbst in Europa für schön gelten würden. Gemeiniglich haben sie aber etwas offenartiges: die Backenknochen und Kinnladen stehen weiter hervor, und die Nasenbeine sind kleiner, als bey den Europäern. Dieser letztere Umstand hat wahrscheinlich den Grund zu der Behauptung gegeben, daß die Negermütter ihren Kindern bey der Geburt die Nase eindrückten. Aber man findet auch Nasen unter ihnen, die so erhaben und regelmäßig sind, wie die europäischen. Ihr Haar ist wollig, kraus und schwarz, zuweilen auch roth. Wenn es beständig unter dem Kamm gehalten wird, kann es bis eine halbe Elle lang werden; aber glatt erhalten kann man es nicht.

Die Sprache der Völkerschaften jener Gegend ist in Ausdrücken und Wendungen von den europäischen ganz verschieden. Sie hat mit den Sprachen fast aller wilden Völker das gemein, daß sie arm ist.

Den Lebensunterhalt ziehen die Akraer und ihre Nachbaren theils aus dem Pflanzen= theils aus dem Thierreiche. Die Neger, die am Strande hin wohnen, bauen Mais im Ueberfluß. Die Weiber reiben ihn auf einem schrägliegenden Steine, mit einem andern, der walzenförmig ist, fast so, wie man Farbe reibt. Sie feuchten vorher das Korn mit Wasser an, reiben es zu einem feinen Teige, lassen es die Nacht hindurch gähren, und backen den folgenden Morgen in einem gro-

sen

sen auf der Seite liegenden Topfe, der mit Lehm bekleidet ist, eine Art von Brod daraus, das fast wie Roggenbrod schmeckt; oder sie nehmen auch einen Löffel voll von dem fließenden Teige, werfen ihn in eine Pfanne mit kochendem Palmöl und backen auf diese Weise eine Art von Pfannkuchen daraus; oder sie wickeln auch den Teig in Maisblätter, kochen ihn in Wasser, wie einen Pudding und nennen dies Gericht, Kummy. Diese letztere Art ist eigentlich ihr ursprüngliches Brod. Das Backen haben sie erst von den Europäern gelernt: wo sich keine Europäer aufhalten, giebt es auch keine Backofen. Sie haben auch eine Art von Grützenbrey, den sie aus grob geriebenem Mais kochen und Giga nennen, und der den Strandnegern zur täglichen Nahrung dient. Sie kochen auch noch einen andern Brey aus sehr fein geriebenem Mais, den sie vier und zwanzig Stunden zum Säuern stehen lassen, und der eine sehr gesunde Nahrung giebt.

Als Gemüse kochen sie die Blätter verschiedener Pflanzen z. B. die Blätter des eßbaren Hibiskus, des Corcherus und der Cleome, die ein Gericht geben, wie unser Kohl. Ausser diesen essen sie auch die Pisange, Jams, Bananen, besonders Stockjams, die in sandigen, offenen Gegenden sehr gut gedeihen, und, auf Kohlen geröstet, am liebsten gegessen werden. Die kleine Millie, die sie Mahu nennen, bauen sie auch, doch nicht so häufig

wie den Mais, und brauchen sie zum Brode, und zu einer Art von Trank, den sie daraus zu bereiten wissen. Früchte, die grün gegessen werden, sind hier sehr häufig und mancherley.

Die Akraer treiben, wie die meisten Strandbewohner, die Fischerey, auf der See und in Landteichen. Fische giebt es in Menge, die sie theils frisch, theils an der Sonne getrocknet, verbrauchen. Häringe giebt es am meisten und oft bekömmt man ihrer vierzig für den Werth von ungefähr sechs Pfennigen. Im Jul. und August kömmt auch ein großer Zugfisch, den man Sinkesu nennt, in großer Menge hieher; sie belasten ihre Canoen bis zum Sinken damit, und trocknen und verkaufen ihn ziemlich theuer an die Völkerschaften, die tiefer im Lande wohnen.

An zahmen und wilden Thieren, die eßbar sind, ist kein Mangel: es giebt Schweine, Schaafe, Ziegen, Ochsen, Hühner, Truthähne, türkische Enten, verschiedene Hirscharten, Antilopen, wilde Schweine, Hasen, (die aber nur die halbe Größe der europäischen haben) Büffel, Elefanten, wilde Enten und viele andre eßbare Arten von Vögeln im Ueberfluß.

Die Fische braten sie entweder in Palmöl, mit spanischem Pfeffer bestreut, oder sie kochen sie zu einem Ragout, in welchen sie Scheiben von den unreifen Früchten, des Hibiskus und

halbverfaulte Fische schneiden, und etwas Palmöl darauf gießen. Dies Gericht wird von den Negern und den unter ihnen lebenden Europäern sehr geschätzt. Sie nennen es Flauflau; und es giebt einen Anblick und Geruch, wobey den Europäern, die dessen noch nicht gewohnt sind, wirklich sehr brecherlich wird. Krebse und Krabben giebt es auch in Menge, deren Fleisch die Neger herausnehmen, zerhacken und mit anderm Fleisch und Gewürz vermischen, (das entweder in Paradieskörnern oder auch in schwarzem Pfeffer besteht) und sodann dies Fülsel wieder in die Schaale schlagen und es in derselben rösten. Dies Gericht schmeckt nicht übel und heißt Kotinkim. Ein anderes Gericht machen sie, wenn sie ein Schaaf oder eine Ziege schlachten: sie fangen in einem Topfe das Blut des Thieres auf, thun einige Hände voll Salz und spanischen Pfeffer hinein, lassen es gerinnen und dampfen es über dem Feuer etwas ab. Somit ist dies Gericht fertig.

Vor Sallat haben sie einen Abscheu; sie sehen es auch nicht gerne, wenn ihn die Europäer essen, und wenn man sie fragt, warum, so antworten sie: „Das ist ein Futter für die Thiere.“ Ihr Geschmack ist nicht so verwöhnt, daß er Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Speisen verlangte; was ihnen einmal schmeckt, essen sie immer. Warm essen sie taglich zweymal, vor-

mittags gegen zehn und abends gegen sieben Uhr. Sie trinken Wasser oder auch ihr Bier dazu.

Letzteres, das sie Madah nennen, brauen sie aus Mais, den sie an der Luft malzen und im übrigen so behandeln, wie die Europäer ihr Brauschrooth, nur daß sie keinen Hopfen dazu nehmen. Es schmeckt nicht übel, und hat ähnliches mit unserm Halbbiere, wenn es ein paar Tage alt ist. In Flaschen läßt es sich nicht aufbewahren, weil es ohne Aufhören fortgährt.

Die Akraer haben nur sehr wenige und sehr eingeschränkte Religionsbegriffe. Sie erkennen ein höchstes Wesen, das die Welt und alles, was darin ist, erschaffen hat, und das sie Numbo nennen; sie glauben aber, daß dies Wesen viel zu erhaben sey, als daß es sich um das Thun und Wesen der Menschen bekümmern sollte. Es habe sich eine Menge Untergottheiten zugesellt, die auf die Handlungen der Menschen Acht gäben. Die vorzüglichste darunter ist ihr Fetis, zu welchem sie sich beständig mit ihrem Gebet und Opfer wenden, weil sie glauben, daß er sowohl Gutes als Böses thun könne. Alle ihre Tempel und mannigfaltigen Götzen sind im Grunde zum Dienst und Ehren des Fetis da, ob sie gleich zuweilen Vögeln, Schlangen, Steinen, Bäumen und dergl. gleichsam göttliche Ehre erweisen. Die Ursachen, warum sie diese Dinge als Bilder ihres Fetis verehren, sind oft sehr zufällig. Man bemerkte

merkte z. B. einmal, daß eine Schlange von der Art, die sie jetzt anbeten, eine andere Schlange in eben dem Augenblicke tödtete, da diese im Begriff war, einen Menschen zu beissen. Dies machte die Neger aufmerksam, und da sie fanden, daß jene ein völlig unschädliches Thier war, das sie noch dazu von den übrigen gefährlichen Schlangen befreyete: so schlossen sie, der Fetis müßte darin wohnen, und man müßte sie also in Ehren halten. Aus ähnlichen Ursachen sind bey ihnen unzählige Götzenbilder entstanden, die durch die religiöse Industrie der Fetis-Priester immer noch vermehrt werden.

Will jemand dem Fetis opfern, so nimmt er einen Priester dazu. Wird einer krank, so läßt er den Fetis durch ihn fragen, ob er wieder gesund werden könnte. Der Fetis antwortet ja, wenn er ein Schaaf, ein Huhn, ein Ey, oder sonst etwas opferte. Diese Opfer wirft man dann auf die Kreuzwege. Zuweilen werden auch lebendige Hühner zum Opfer verlangt, die man sodann an einen Pfahl bindet, wo sie entweder sterben, oder von den wilden Thieren geholt werden. Zuweilen kommen sie auch mit leichtern Opfern davon; man befiehlt ihnen z. B., daß sie kleine Pfähle auf den Kreuzwegen einschlagen, oder Gemüse, Brod und dergl. dahin tragen sollen. Will man ihnen beweisen, daß dies Ausstellen der Opfer unnütz sey, weil der Fetis sie

doch nicht abholte, so sagen sie ganz kalt: das gienge sie nichts an; sie hätten es dem Fetis hingesetzt und gegeben, wenn er Lust dazu hätte, könnte er es sich holen.

Sie haben weiter keine Feyertage, als ihr Neujahr, das in dem August fällt, und acht Tage dauert. Während dieser Zeit berauschen sie sich mit Vergnügungen aller Art, hauptsächlich aber mit Tanzen, Singen, Trinken und Schiessen. Ueberdies feyert noch ein jeder für sich seinen Geburtstag, der alle Wochen einfällt. Der Neger putzt sich an diesem Tage besser, als gewöhnlich, bemalt sich mit weisser Farbe, und wenn er einen weissen Leibgürtel hat, so muß er auch bey dieser Gelegenheit getragen werden.

Eine andere religiöse Handlung ist ihr Fetismahl. Diese ist, wie alle andere, bey den verschiedenen Völkerschaften verschieden. Bey den **Lobodegern** z. B., deren Fetis man für den mächtigsten hält, wird das Fetismahl bey folgenden Gelegenheiten und mit folgenden Formalitäten gegeben:

Wenn wichtige politische Verhandlungen eingeleitet, Friede, oder Allianzen geschlossen werden sollen: so müssen die Vornehmsten der beyden Nationen, die dabey verwickelt sind, vor dem versammelten Volke schwören, oder Fetis essen. Man versammelt sich dazu auf einem bestimmten Platze. Ein Sprecher hält eine Anrede an das

Volk,

Volk, worin die Ursachen seiner Vorladung angegeben werden, und ermahnt dasselbe, wohl zu überlegen, was es zu thun willens sey. Sodann steht der Oberpriester des Fetis auf, und läßt durch den Unterpriester den Fetis herbeyschaffen, nachdem er vorher in dem Zirkel, den das versammelte Volk bildet, mit einer Art von Lunte aus gewissen Grashalmen geräuchert hat. Wenn der Unterpriester mit dem Fetis kömmt, welchen er, in rothes Tuch gehüllt, in einer großen Wanne auf dem Kopfe trägt, ergreift den Oberpriester eine plötzliche Raserey. Er heftet die starren Augen auf den kommenden Fetis, schreyt und heult und spricht unter Kontorsionen an allen Gliedern zu dem Fetis, der ihm auch, wie er merken läßt, antwortet, aber auf eine Art, die profanen Ohren unhörbar bleibt. Er bittet ihn unterwürfigst um Verzeihung, daß er ihm lästig falle, und ihn aus seinem Wohnsitze, dem Tempel, habe hieher bringen lassen. Darauf nimmt er dem Unterpriester bebend die Wanne vom Kopfe, setzt sie auf die Erde und zieht einen weiten Kreis von geweihter Asche um dieselbe. Die Männer, die den Fetis essen sollen, treten, einer nach dem andern, in den Cirkel, wenn sie der Oberpriester vorher mit seiner Lunte gehörig durchräuchert hat. Sie gehen unter einem Gemurmel von unverständlichen Worten dreymal um die Wanne, während die ganze übrige Versammlung

 in

in einem höchstwidrigen Tone heult, welchem sie dadurch eine Modulation geben, daß sie den Mund mit der Hand bald bedecken, bald ihn offen lassen. Sodann schreitet der Oberpriester wieder in den Cirkel, nimmt eine Flasche Brandwein, gießt einen Theil davon unter einem Gemurmel unverständlicher Worte auf den Fetis in der Wanne, und läßt darauf die Fetisesser etwas davon kosten. Darauf nimmt er zwey runde, glatte Steine aus der Wanne und berührt mit einer abgemessenen Bewegung ihre Arme, Brust, Lenden und Füße, vermuthlich um anzudeuten, daß ihnen Arm und Beine zerschmettert werden sollten, wenn sie das Versprechen nicht hielten, auf welches sie den Fetis gegessen hätten.

Die Europäer nehmen von den Wilden auch zuweilen Eide auf diese Weise, weil diese Feyerlichkeit sie doch etwas gewissenhafter macht. Ganz untrüglich sind sie aber nicht. Die Neger halten, wie die Europäer, nur so lange ihre politischen Versprechungen, als sie Vortheil davon zu haben glauben.

Die Beschneidung ist bey diesen Negern auch im Gebrauch. Eine gewisse Zeit ist dazu nicht bestimmt; aber mehrentheils geschieht sie zwischen dem sechsten bis zehnten Jahre, ohne weiteres Gepränge, entweder durch einen Priester, oder einen andern Neger, der damit umzugehen weiß. Man nimmt die Vorhaut mit Einem Schnitte

weg.

weg. Der Knabe bekömmt dann einen Schurz, der aus einer Matte gemacht und hie und da mit blutigen Federn besteckt ist. Statt dieser Matte nehmen sie auch wohl ein mit Blut bestrichenes Rehfell, das sie ihm um den Hals hängen. Beydes muß er, ohne alle weitere Bedeckung, einen Monat tragen, während der Zeit er ein Gegenstand des allgemeinen Mitleids ist, und wer ihm begegnet, besonders vom weiblichen Geschlechte, giebt ihm, was er an Eßwaaren und dergleichen bey sich hat. Ein religiöser Gebrauch scheint die Beschneidung bey ihnen nicht zu seyn, denn dem Fetis wird dabey nicht geopfert, was sie sonst bey bedeutenden Vorfällen nie zu unterlassen pflegen.

Wenn ein Kind vierzehn Tage alt ist, wird ein Fest gegeben, an welchem es seinen Namen bekömmt. Eine Menge von Männern und Weibern versammeln sich im Hofe des Hauses und setzen sich in einem Cirkel nieder, in dessen Mitte das Kind nackend auf den Boden nieder gelegt wird. Eine Priesterin, oder auch, was aber seltner ist, ein Priester, springt sodann vorwärts und rückwärts über das Kind und ruft beständig den Namen aus, den es führen soll. Sie haben gewöhnlich zwey Namen: den einen von dem Tage, an welchem sie geboren sind, und den andern von der Familie. Doch tragen sie nie den Familiennamen des Vaters. Jeder hat seinen

 eige-

eigenen. Die Frau heißt auch nie nach ihrem Manne; sie hat auch ihren eigenen Namen.

Die Fetispriester wissen das Volk in einer unwissenden Schwärmerey zu erhalten. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Verfertigung von Amuletten, die sie in allerley Formen und gegen allerley Gefahr und Krankheit für baares Geld verkaufen. Sie bestehen bald aus Lederstreifen, auf welche Schlangenköpfe geklebt oder gereihet sind, und die mittelst eines dicken Bandes, das mit Fetisfarbe bestrichen ist, um den Hals gehängt wird; bald aus kleinen Kürbisarten, aus denen sie, ohne die Schaale zu verletzen, den Saamen heraus holen und an dessen statt gebrannte Knochen, Federn und dergleichen hinein drücken. Diese letztere Art von Amuletten halten sich bloß die Vornehmern.

Sie haben einen dunkelen Begriff von einer Auferstehung, und glauben, daß der Mensch nach dem Tode in eine andere Welt übertritt, wo er eben die Stelle bekömmt, die er auf dieser eingenommen hat. Daher kömmt bey ihnen der unmenschliche Gebrauch, daß sie bey dem Tode eines Königs, oder eines andern Großen, viele seiner Weiber und Sklaven hinrichten, damit er sie in der andern Welt zu seinem Genuß und Dienste gleich bey der Hand habe. Von einem Orte der Bestrafung haben sie keinen Begriff.

Ein anständiges Begräbniß ist ihnen sehr wichtig. Die erste Sorge eines Jünglings ist immer, sich eine Art von Grabmal zu bauen. Dies besteht in einem kleinen Häuschen, in Gestalt eines Schweinskobens. Wenn es fertig ist, so bittet er seine Kammeraden, die älter sind als er, zusammen, bewirthet sie und wird darauf von ihnen unter mancherley possirlichen Sprüngen und Bewegungen in den Koben gesteckt, worin er eine Nacht aushalten muß. Stirbt er nach der Zeit, so sind seine Kammeraden verbunden, über seinem Grabe zu feuern, was sonst nicht geschehen seyn würde.

Wenn jemand stirbt, so wird er in der Stube, worin er gestorben ist, begraben. Im Verscheiden und noch eine Stunde nachher halten ihn seine Verwandten in sitzender Stellung aufrecht, rufen ihn aus allen Kräften beym Namen, und bieten ihm zu essen und zu trinken an. „O, bleib doch bey uns, bleib doch bey uns!" flehen sie Alle aus Einem Munde. Bleibt er dessen ungeachtet todt, so machen sie Anstalt zu seinem Begräbnisse, das, wenn er des Morgens stirbt, noch an demselben Tage vollzogen, stirbt er aber später, bis zum künftigen Tage aufgeschoben wird. Sie wickeln den Verstorbenen in seinen weissen Leibgürtel und binden ihn auf ein Brett, das bey Vornehmern auch mit einer Art von Sarg vertauscht wird; und dann begraben sie ihn

unter Gesang und Geheul der Familie, oder auch ausdrücklich dazu gemiethheter Weiber. Bey den Großen dauert dies Todtengeheul acht Tage, an welchem jeden sich die junge Mannschaft in ihrem kriegerischen Anzuge versammelt, einen halben Tag hindurch feuert und dabey mit Erfrischungen bewirthet wird, welche die Verwandschaft zusammen bringt. Ist der Verstorbene ein Feldherr gewesen, so kommen selbst aus den umliegenden Städten Geschenke an, um sein Begräbniß desto glänzender und feyerlicher zu machen. Während solcher Feyerlichkeiten gehen manche Ausschweifungen ungeahndet hin. Die Nachbaren müssen ihr Vieh wohl verwahren, wenn sie nicht fürchten wollen, daß es aufgefangen und zum allgemeinen Gebrauche geschlachtet werde. Die nächsten Verwandten des Verstorbenen tragen eine Art von Trauerkleid, vertauschen ihren weißen Gürtel mit einem dunkelblauen und legen allen ihren Gold- und Korallenstaat ab.

Ehemals waren die Akraer eine mächtige Nation. Sie hatten ihre eigenen Könige bis in das vorige Jahrhundert, wo sie in einem Kriege mit den Aquamboern fast aufgerieben wurden. Ihr König und ein großer Theil ihrer Nation mußte über den Rio Volta flüchten, wo sie wieder festen Fuß faßten, und das Königreich Popo errichteten. Jetzt ist Akra eine Art von Republik, in

welcher jeder Kabossier und seine Minister zu befehlen haben.

Die Akraer besitzen gewisse Landesgesetze, über welche die Kabossirn und ihre Beamten halten. Da die vorfallenden Verbrechen nicht mannichfach und verwickelt sind, so bedürfen sie auch keinesweges eines weitläuftigen Gesetzbuchs. Die meisten Prozesse betreffen Schuldforderungen, Ehebruch, seltener Diebstahl. Von Mord hört man fast gar nichts. Hat ein Neger einem Andern eine gewisse Summe geborgt, und dieser hält den gesetzten Zahlungstermin nicht ein: so siehet ihm der Gläubiger noch eine eben so lange Zeit nach, fodert aber dann auch Cent pro Cent. Kann er noch nicht bezahlen, so wächst das Kapital mit den Zinsen während eines dritten Termins abermals mit Cent pro Cent, u. s. f. Kann der Gläubiger mit dem Schuldner für sich selbst nichts ausrichten, so verklagt er ihn bey den Aeltesten, und verschaffen ihm diese nicht bald Hülfe, so bemächtigt er sich ohne Anfrage so vieler Personen aus der Familie des Schuldners, als der Werth seiner Forderung beträgt, und läßt dann Jenen wissen, daß er ihn pingaret, das heißt, einen Pfändefang auf ihn gethan habe, und daß er ohne Verzug Zahlung leisten müßte, wenn er nicht die Gefangenen an die Europäer verkaufen lassen wollte. Dies geht so weit, daß oft ein Gläubiger, wenn der Schuldner in einer andern Stadt

wohnt,

wohnt, Leute aus dieser Stadt wegfängt, sie mögen mit Jenem verwandt seyn oder nicht, und sie zur Schadloshaltung behält. Aus solchen Privathändeln entstehen oft blutige Kriege zwischen ganzen Völkerschaften.

Der Ehebruch ist bey ihnen härtern Strafen unterworfen, als der Diebstahl. Ueberrascht ein Neger einen andern bey seiner Frau, so kann er diesen als Sklaven verkaufen, oder sich eine willkührliche Ranzion von ihm bezahlen lassen. Wird Einer bey der Frau eines Vornehmen getroffen, so muß er den Werth von drey Sklaven bezahlen; ist er aber bey der Frau eines Königs gewesen: so wird er hingerichtet und seine ganze Familie in die Sklaverey verkauft. Oft halten sich die Könige und die Großen eine Menge Weiber, bloß in der Absicht sich auf diesem Wege zu bereichern. Weil die Weiber selbst einen Theil des Gewinstes ziehen; so verrathen sie alle ihre kleinen Liebschaften. Gescheute Neger brauchen deshalb die Vorsicht, die Weiber vorher Fetis essen zu lassen, ehe sie zur That schreiten. Bey uns sollten die Weiber bey ähnlichen Gelegenheiten die Männer eine Art von Fetisessen feyern lassen.

Die Eifersucht der Männer geht hier so weit, daß ein anderer schon strafwürdig ist, wenn er nur mit einem Weibe auf Einer Matte sitzend betroffen wird. Die verheuratheten Frauenzimmer müssen also sehr eingezogen leben; aber die

unver-

unverheuratheten leben desto ungezwungener. Es ist weder für sie noch für ihre Liebhaber Verbrechen noch Schande, öffentlich in der engsten Vereinigung mit einander getroffen zu werden. Man ermuntert sogar die Mädchen dazu.

Man hörte, ehe die Neger mit den Europäern bekannt wurden, unter ihnen fast gar nichts von Diebstahl. Sie hatten damals wenig Bedürfnisse, und was sie brauchten, im Ueberfluß. Auf das Stehlen fiel also niemand. Jetzt haben sie durch die Europäer den Luxus und Geschmack am Luxus kennen gelernt, und die Befriedigung desselben geht ihnen über Nothdurft. Um ihrer Eitelkeit Nahrung zu verschaffen, fingen sie an zu stehlen, weil ihr Eigenthum nicht mehr hinreichte; und da sie wissen, daß die Europäer für ihre Waaren am liebsten Menschen nehmen; so fangen sie ihre Brüder und Bundesgenossen auf, wo sie dieselben finden und verkaufen sie für Korallen, geprägtes Geld, Brantwein und andre Kleinigkeiten.

In Absicht der Beschäftigung und Nahrungserwerbs zerfallen die Neger in drey Hauptklassen: in Ackerleute, Jäger und Fischer. Der Stand pflanzt sich vom Vater auf dem Sohn fort.

Den Acker bearbeiten Menschen mit dem Karst. Wie sie Vieh dazu gebrauchen könnten, wissen sie nicht. Ihre Mühe wird ihnen aber auch durch einen hundertfältigen Ertrag belohnt. Die Akraer

bauen

bauen hauptsächlich den Mais, der auf ihrem Boden am besten fortkömmt. Sie stecken die Körner einzeln.

Die Jäger haben hier auch vollauf, und würden ihr Gewerbe ganz ohne Beschwerlichkeit treiben können, wenn nicht die dicken, unwegsamen Wälder dasselbe mühsam machten. Es giebt hier zwey Hirscharten und ein rehartiges Thier, die der Hauptgegenstand der Jagd sind. Perlhühner und Enten sind im Ueberfluß vorhanden. Kleinere Vögel, Enten, Schnepfen und dergl. dünken den Neger nicht eines Schusses werth, wenn er nicht weiß, daß er sie an Europäer verkaufen kann.

Auch Fische giebt es in Menge. Man fischt mit Netz und Angel. Mit letzterer fangen sie die größern Fische, die Sinkesu, den Hay, die Delphinen und Doraden. Zum Köder nehmen sie Häringe.

Die übrigen Geschäfte, Weberey, Sklavenhandel, Bauen u. s. w. verrichtet jeder Hausvater in seinem Hause für sich, oder er stellt seine Sklaven und Kinder dazu an. Die übrigen häuslichen Verrichtungen liegen ausschließend den Weibern ob. Sie bereiten dem Manne und der übrigen Familie Essen, Kleidung und was dahin gehört.

Da ihr Klima so reitzend ist; so folgt daraus, daß sie auch einen großen Hang zu Ergötzlichkeiten

haben

haben müssen. Ihre Spiele sind mannichfach und zum Theil sehr sinnreich; und sie bringen den größten Theil ihrer Zeit damit zu, da sie sich alles, was zum Unterhalte gehört, mit leichter Mühe und schnell verschaffen können.

Jedes Geschlecht tanzt für sich auf öffentlichen Plätzen. Sie geben zuweilen allegorisch-pantomimische Ballette, die nicht ohne Erfindung und Geschmack sind. Als die Akraer einmal gegen die Augnaer zu Felde lagen, tanzten die Weiber der erstern Tag für Tag Fetis, wie man es nennt. Sie stellten Schlachten vor, fochten mit hölzernen Säbeln, setzen sich in die Kanoen, die auf dem Strande standen, thaten, als ob sie ruderten, warfen einander wechselsweise in die See, nahmen Mauerkellen und mauerten u. s. w. Das Ganze war Allegorie: das Rudern auf dem Sande bedeutete, daß ihre Männer unter Anführung der Dänen über den Rio Volta gehen, mit den Augnaern fechten, und sie ersäufen würden. Das Mauern deutete auf die Erbauung eines Forts.

Sie machen bey ihren Tänzen sehr mannichfache und gewaltsame Sprünge, und bewegen jede Muskel ihres Körpers nach dem Tackte, den oft nur eine kleine Trommel angiebt. Unter ihren Spielen ist das mit den Schnecken, die man im gemeinen Leben Schlangenköpfe nennt, am gewöhnlichsten und zugleich am gefährlichsten. Es wird gewöhnlich nur von Zweyen gespielt. Sie

werfen

werfen drey Schnecken in die Höhe, und wenn die Schnecke des einen Spielers auf die Oeffnung des Gehäuses zu liegen kömmt, so zieht er den Gewinst. Man hat Fälle, daß einer seine Habe und Guth verspielt, und dann noch seinen Leib auf das Spiel setzt, und, wenn sein Gegenspieler glücklich ist, sich von ihm ohne weitern Prozeß an die Sklavenhändler verkaufen läßt.

Sie haben noch einige andre Spiele zum Zeitvertreib. Eins derselben wird mit einem länglichten Holze exekutirt, worin vierzehn Löcher-Paar und zwey Zoll tief befindlich sind. In diese wird eine Anzahl von Steinen oder Nüssen vertheilt, die nach gewissen Regeln die Löcher wechseln und dem Spieler Gewinn oder Verlust bringen.

Ausser den musikalischen Instrumenten, die sie bey ihren Kriegen brauchen, und wovon unten etwas vorkommen wird, haben sie noch einige andre, deren sie sich zum Zeitvertreib überhaupt, oder bey ihren Tänzen bedienen. Ein Orchester von Spielleuten, die verschiedene Instrumente spielen, gehört mit zum Glanze und zur Größe eines Vornehmen. Es besteht aus vier bis sechs Flöten, einer Kesselpaucke, einigen Glocken und einem Triangel. Die Flöten haben eben den Durchmesser, wie die europäischen, sind aber über anderthalb Ellen lang und haben nur vier Töne. Sie werden, wie jene, von oben herein geblasen und sprechen in ähnlichen Tönen an.

Die

Die Kesselpaucken haben Aehnlichkeit mit den unsrigen und bestehen aus einer großen Kürbisschaale, über welche ein Schaaffell gespannt ist. Jeder Paucker hat nur eine, die er um den Hals hängt, und mit den flachen Händen schlägt. Um die Hände selbst hat er kleine eiserne Ringe und Stäbchen, die beym Schlagen eine klirrende und klappernde Musik geben. Ihre Triangel sind von Eisen, und der Spieler hält sie in der linken Hand an einem Bande, und schlägt mit einem eisernen Stäbchen das Akompagnement zur Pauke. Die Musik, die diese verschiedenen Instrumente hervorbringen, hat Aehnlichkeit mit der Janitscharen Musik. Wenn sie vollständig ist, pflegen die Großen selbst in der Negerey vor den Hütten ihrer Bekannten darnach zu tanzen und sich dabey mit Brantwein, Bier und Palmwein gütlich zu thun. Es geschieht besonders bey hellen Nächten.

Nächst diesem haben sie noch einige kleinere Instrumente, die nur von einzelnen Personen gespielt werden und auf welchen es oft Virtuosen giebt. Das berühmteste darunter ist eine Art von Geige, die aus einem kleinen zusammengeneheten Kasten, ungefähr drey Zoll breit und sechs Zoll lang, besteht. Der obere Theil desselben ist mit Schaaffell überzogen; mitten durch den Kasten steckt der Länge nach ein Daums dicker anderthalb Fuß langer Stab in einer schrägen Lage, nach dessen Spitze hin acht Saiten auf die Weise be-

festigt sind, daß sie ungefähr einen Zoll weit von einander abstehen, und über das Leder des Kastens hin, auf der andern Seite an dem äußersten Ende des Stabes, aufgespannt sind. In der Mitte des Leders steht ein Bock, der die Saiten straff hält, die aus den Ranken eines Windekrauts gemacht werden. Der Spieler setzt den Kasten auf die Brust, und berührt die Saiten mit den Fingern, wie die Europäer die Harfe spielen. Einige dieser Virtuosen haben durch ihre Kunst ihr Unglück gemacht. Sie hatten sich nämlich des Nachts unter die Fenster der Großen gestellt, und Satiren auf sie gespielt, und zwar auf die Weise, daß sie durch die Töne ihrer Saiten, die Namen, Gewohnheiten und Thaten Jener verständlich ausdrückten *). Man hatte sie dabey ertappt, und als Sklaven nach Westindien verkauft.

Den größesten Theil des Tages bringen die Neger mit Tobacksrauchen zu, woran beyde Geschlechter großen Geschmack finden. Sie sollen Toback in ihrem eigenen Lande haben, der wild wächst; aber sie verschmähen ihn und ziehen den brasilischen vor, wovon die Portugiesen große Quantitäten hieher bringen. Wenn ihre Schiffe ausbleiben, wird dies Kraut sehr theuer, und und eine Rolle, die sechzig bis achtzig Pfund schwer ist, wird dann mit vierzig Thalern bezahlt, und

*) Wie war das möglich? Sangen sie nicht dazu?

und die Neger geben lieber diese Summe, als daß sie ihren eigenen rauchen sollten.

Die Zeit, wo sie nicht rauchen, wenden sie dazu an, ihre schönen Zähne zu putzen. Es ist gewiß, daß sie die Natur in diesem Punkt besser als die Europäer versorgt hat; aber sie wenden auch keinen geringen Fleiß darauf, sie zu erhalten. Zu Zahnstochern nehmen sie eine gewisse Holzart, die in ihrem Lande wächst, sehr zaserig und etwas zusammenziehend ist, und auf den Märkten ziemlich theuer verkauft wird. Einen daraus verfertigten Zahnstocher haben sie beständig im Munde, und sie reinigen und glätten die Zähne damit. Eine Völkerschaft, die tiefer im Lande wohnt, feilt die Vorderzähne spitz; andere zerfeilen sie gar in drey Spitzen. Es giebt aber auch eine Nation, bey welcher die Vorderzähne von Natur spitzig sind, welches man daran erkennt, daß sie allenthalben Politur haben, die den gefeilten fehlet.

Die Akraer zeichnen sich die Haut nicht; aber tiefer im Lande wohnende Völkerschaften halten noch über diesen Gebrauch. Die Akraer hatten sonst zu ihrem Abzeichen ein kleines Kreuz auf den Backen; aber Herr Isert sahe nur noch einen einzigen schon neunzig jährigen Mann, der es hatte.

Bey den Akraern ist die Vielweiberey im Gebrauch, und jemehr Weiber ein Mann hat, desto

glänzender ist sein Rang. Ihre Heurathsfeyerlichkeiten werden sehr kurz abgethan. Will ein Mann die Tochter eines andern heurathen: so muß er sich gefaßt halten, so viel an die Braut und ihre Eltern zu bezahlen, als der Werth einer Sklavin beträgt. Ist er mit jenen einig geworden, so setzt man den Hochzeittag an. Den Abend vorher muß der Bräutigam seine Geschenke in das Haus der Schwiegereltern schicken. Sie bestehen mehrentheils in sechs bis acht Leibgürteln von verschiedenen Zeugen, in zwey Anker Brantwein, in einigen Dutzenden Pfeifen, in Toback, verschiedenen Korallen u. s. w. Hat man dies Geschenk genau durchgesehen und richtig befunden: so lassen die Schwiegereltern den Bräutigam wissen, daß er den folgenden Tag die Braut abholen könne. Vorher hat man schon Bier im Ueberfluß bereitet. Sobald den andern Morgen der Bräutigam glaubt, daß die Braut angezogen sey: so schickt er zu ihr und läßt sie um einen Besuch bitten. Sie kömmt dann, festlich geschmückt und von einer großen Schaar ebenfalls herrlich geputzter Weiber begleitet, in das Haus des Bräutigams, wo der ganze Schwarm mit Brantwein, Bier und Palmwein bewirthet und einer jeden eine lange Pfeife gegeben wird, sie mag rauchen oder nicht. Gegen Abend geht der Tanz an, und das ganze Fest endigt sich erst gegen Morgen. Es ist sonderbar, daß sie bey ihren

Hoch-

Hochzeiten sehr selten zu essen geben, da sie doch bey Begräbnissen oft Ochsen und Hammelbraten vorsetzen.

Zuweilen verloben die Eltern ihre Kinder in der frühesten Jugend; es ist oft sogar der Fall, daß zwey Väter die Kinder ihrer schwangern Frauen noch im Mutterleibe dergestalt verloben, daß sie, wenn sie zweyerley Geschlechts sind, gezwungen werden, sich zu heurathen, sie mögen sich leiden können oder nicht.

Die Neger sind äusserst zärtlich gegen ihre Kinder, und schlagen sie fast nie. Die Mütter säugen sie oft vier Jahre, wenn nicht eine neue Schwangerschaft dazu kömmt. Zwar haben die Väter das Recht, ihre Kinder als Sklaven zu verkaufen; aber der Fall ist sehr ungewöhnlich, und ein Vater, der durch seine Gläubiger gedrückt wird, versucht erst alle mögliche Mittel und Wege, eh' er seine Kinder angreift. Herr Isert erlebte eine rührende Geschichte, die ein Belag zu diesem Zuge ist:

Ein Agraffi-Neger war in Schulden gerathen und sahe kein Mittel sie zu bezahlen. Er zeigte seinem Gläubiger an, daß er nichts zur Bezahlung habe, als seinen eigenen Leib, den er verkaufen könnte, wann er wollte. Sogleich ergriff ihn der aufgebrachte Gläubiger, führte ihn zu dem dänischen Fort Königstein, verkaufte ihn dort, und der Unglückliche wurde von da mit

mehreren Sklaven, die Kette um den Hals, nach dem dänischen Hauptfort Christiansburg geschafft. daselbst blieb er ungefähr sechs Wochen, bis das Schiff, auf welchem er mit nach Westindien gebracht werden sollte, seine volle Ladung bekommen hatte. Unterdessen hatte sein Sohn den großmüthigen Entschluß gefaßt, seinen Vater von den Fesseln zu befreyen; und diese kindliche Zärtlichkeit war durch die Zärtlichkeit des Vaters, die den Sohn nicht verkaufen wollte, obgleich die Natur und der Gebrauch dafür waren, in ihm rege geworden. Er kam also in Begleitung einiger seiner Verwandten, um sich gegen den Vater zu vertauschen. Solche Täusche gehen die Europäer öfters ein, wenn sie ihren Vortheil dabey sehen. Auch diesen Tausch fand man sehr vortheilhaft, weil der Sohn die Blüthe der Jugend vor dem Vater voraus hatte. Man führte den gefesselten Haufen herzu. Es war ein herzzerreissendes Schauspiel, den Sohn seinen Vater erkennen, ihm um den Hals fallen, ihn an seine Brust drücken, und ihn Freudenthränen weinen zu sehen, daß er das Glück haben sollte, an seine Stelle in Fesseln geschmiedet zu werden. Man schloß das Halseisen auf, nahm es dem Vater ab und legte es dem Sohn an. Dieser war ganz ruhig, und bat den Vater, nicht um ihn zu weinen. Der Sklavenhändler sahe diesem Auftritte mit Gleichgültigkeit zu; aber Herr Isert eilte

zum

zum Gouverneur, erzählte ihm die Geschichte und dieser, von Mitleid und Menschenliebe durchdrungen, sprach mit dem Vater und seinen Verwandten, und fragte sie, ob sie die Summe, die man für jenen bezahlt hätte, binnen einer bestimmten Zeit abtragen könnten. Sie versprachen dies, und der Sohn ward von den Fesseln befreyet.

Daß es Arme unter ihnen gäbe, kann man nicht sagen. Jede Familie ist genöthigt, die ihrigen zu versorgen, und wenn einer Noth litte, litten die Uebrigen alle. Mangel kann hier auch nur durch anhaltende Dürre entstehen: indessen hat die See doch immer Fische, und der Wald beständig überflüssiges Wild.

Die Art, wie die Neger das Gold zu Tage fördern, ist sehr einfach und bequem. Sie haben zwey Methoden. Die eine, deren sich die Neger am Strande bedienen, besteht darin, daß sie zu einer gewissen Jahreszeit den Sand, der von der Brandung angespült wird, an gewissen Stellen in Mulden sammlen, Seewasser darauf schütten, ihn umrühren und ihn schlemmen; worauf sodann das Gold, wenn er welches enthalten hat, auf dem Boden zurück bleibt. Bey Akra bringt diese Goldwäscherey wenig ein, und ein Weib kann den ganzen Tag geschlemmt, und doch nur, wenn sie recht glücklich gewesen ist, für ungefähr einen Reichsthaler Gold gewonnen haben. Tiefer im Lande, an den Füßen der Berge, gräbt

man das Gold. Sie machen bis zwanzig Fuß tiefe Löcher in die Erde, die oft schon mit der ersten Elle Teufe goldhaltig zu werden anfängt. Man schlemmt sie auf eben die Weise wie den Sand, und das Gold liegt in kleinen Körnern, meist wie Hirsen, darin. Oft finden sich auch Stücke von einer und mehrern Unzen.

Diese Neger besitzen eine gesunde Art von Hausphilosophie. Sie sprechen immer kurz, passend und in treffenden Gleichnissen. Wollen sie z. B. sagen: Dies thut mir sehr leid, oder es quält mich sehr; so sagen sie! „es brennt mir den Magen.“ Von der Art sind alle ihre übrigen bildlichen Ausdrücke, deren sie eine große Menge haben.

Unter den Krankheiten, welchen Akraer unterworfen sind, fand Herr Isert einige, die dem Lande ausschließend eigen waren. Dahin gehört ein Uebel, das die Neger Gattoo nennen, und das in einem Aussatze besteht, der sich über die ganze Oberfläche des Körpers hinzieht, venerischer Natur ist, sich auch wie jenes Uebel heilen läßt, aber dennoch von der wahren Venusseuche in seinen übrigen Symptomen verschieden ist. Die Neger müssen diese Krankheit, wie die Europäer ihre Blattern, wenigstens einmal in ihrem Leben gehabt haben.

Der guineische Muskelwurm ist ein zweytes Landesübel, das aber auch zuweilen die Europäer befällt.

fällt. Er hat seinen Sitz zwischen den Muskeln, besonders der Sohlen und Waden, wird aber auch in allen übrigen muskulösen Theilen des Körpers, oft sogar im Skrotum, angetroffen. Wenn das Thier seine Größe erreicht hat, entsteht an der Stelle, wo es mit dem Kopfe der Haut am nächsten liegt, eine Geschwulst, die nach der Größe des Wurms proportionirt ist, und wobey sich gewöhnlich ein kleines Fiber einstellt. Der Wurm pflegt eines Strohhalms dick, und einen Fuß bis drey Ellen lang zu seyn. Zuweilen schrotet er sich selbst durch die Haut; gewöhnlich macht man aber einen Einschnitt in die Geschwulst, sucht das eine Ende des Wurms zu fassen und rollt es auf ein Stöckchen so weit auf, als es der Kranke dulden kann, doch mit Behutsamkeit, damit der Wurm nicht zerreißt. Ueber die Wunde legt man bloß ein wenig Pflaster. Die Neger aber nehmen die Blätter des viereckigten Klimmenkrauts, stampfen sie zu einem Brey und legen diesen darüber. Das Aufrollen des Wurms wird täglich und so lange wiederholt, bis der Wurm herausgehaspelt ist. Zerreißt der Wurm und man kann das Ende nicht wieder fassen; so entsteht Entzündung und Vereiterung, und in diesem Falle wird es wie ein anderes Geschwür behandelt. Sonst pflegt die Wunde geheilt zu seyn, sobald der Wurm heraus ist. Die vielen Beingeschwüre, die man hier antrifft, kommen von diesem Wurm her, dessen

Enstehung immer noch räthselhaft bleibt. Am wahrscheinlichsten ist es, wenn man annimmt, daß er wie ein vollkommnes Insekt, oder auch als Wurm im Wasser lebt, und daß seine Eyer durch einen Truck dem Blute beygemischt, in den Muskeln abgesetzt und solchergestalt mit entwickelt werden. Denn zu Fida, wo man sehr gutes und frisches Wasser hat, kennt man den Guineawurm nicht, da er doch zu Akra, das nur sechzig Meilen entfernt ist, sehr häufig angetroffen wird. Diese Theorie wird durch den Umstand bestätigt, daß dieser Wurm auch in einem Theile von Arabien, wo man schlechtes Wasser zu trinken genöthigt ist, häufig gefunden wird.

Die Blattern sind hier auch, werden aber inokulirt und man hört selten daß jemand daran stirbt. Die Inokulation ist so allgemein, wie die Beschneidung.

Uebrigens stehen hier die Europäer in der allerhöchsten Achtung und die Neger nennen sie in ihrer Sprache beständig Väter, wie sie auch ihre Oberhäupter zu nennen pflegen.

Die Fidaer.

Stadt und Land Fida hatten ehemals einen eigenen, sehr mächtigen König, der aber, da er und sein Land in Ueppigkeit und Weichlichkeit verfielen, von dem tiefer im Lande regierenden Könige von Dahomet, Namens Truro Audati, im Jahre 1729 überwunden wurde, seit welcher Zeit

Zeit dies Land als Provinz von Dahomet, durch einen Statthalter und verschiedene Kabossiere (Große Minister) regiert wird.

Das heutige Fida war unter seinen eigenen Königen von geringerm Belang, als jetzt, weil eine andere Negerey, die ungefähr zwey Meilen davon tiefer im Lande liegt, und Sawi heißt, die Hauptstadt und Residenz des Königs war, jetzt aber ganz in Verfall gerathen ist. Jetzt hat Fida gegen anderthalb Meilen im Umfang, wenn man einige große mit Mais bepflanzte Plätze, die in der Stadt zerstreut liegen, mit dazu rechnet. Jede der europäischen Nationen, die hier ein Fort besitzt, hat auch eine Negerey um sich her, so daß das Ganze gleichsam aus verschiedenen Städten besteht. Es ist sehr gewöhnlich, daß man, wenn man durch die Stadt geht, in einem Augenblicke, in drey verschiedenen Sprachen begrüßt wird.

Ungefähr in der Mitte der Stadt ist der Markt, mit ausdrücklich dazu gebauten Buden, welche die Kaufleute alle Morgen mit ihren Waaren beziehen, des Abends aber verlassen. Alle vier Tage ist ein Wochenmarkt, an welchem die Fremden ihre Waaren auslegen dürfen. Man findet in den Buden alle Arten von europäischen und einländischen Waaren zu nicht sehr hohen Preisen. Zwischen den Buden hat man gesottenes Brod, Mais, Früchte, Holz 2c, feil. Die Weiber

ber treiben den Handel mit allerley Waaren, Sklaven ausgenommen. Dieser Handel bleibt den Männern überlassen.

Der König von Dahomet ist nach afrikanischer Art sehr mächtig, seitdem einer seiner Vorfahren, der vorhin genannte Truro Audati, das große Königreich Ardra und nachmals auch Fida eroberte und zu seinem Lande schlug. Obgleich einige mindermächtige Könige ihm zinsbar sind, so ist er selbst doch wiederum andern und größern Fürsten, als er ist, zinsbar: z. B. dem Könige von Beninin, der wahrscheinlich der mächtigste König auf Guinea ist.

Truro Audatis Name ist sehr berühmt unter den Völkerschaften dieser Gegenden, und sie wissen sehr viel von seinem Muthe, von seiner List und Kriegserfahrung zu erzählen. Unter andern war er einmal von den Ayos, mit denen er Krieg hatte, auf offenem Felde eingeschlossen worden, und er sah sich in Gefahr, von ihrer Reiterey, welcher er keine entgegen zu setzen hatte, umzingelt und aufgerieben zu werden. In dieser Noth verschaffte er sich durch eine Kriegslist Rettung und Sieg. Er hatte nämlich eine große Menge europäischer Waaren und darunter eine ansehnliche Quantität Brantwein in seinem Lager. Nun wußte er, daß die Ayos dies Getränke ausschweifend liebten, die Wirkung desselben aber nicht genug kannten, weil es unter ihnen, bey ihrer

weiten

weiten Entfernung vom Strande, sehr kostbar und theuer war. Er ließ also den Brantwein mit den übrigen Waaren nach einem nahe gelegenen Dorfe bringen, griff den folgenden Morgen die Ayos an, focht eine Weile mit ihnen und zog sich sodann in anscheinender Unordnung durch jenes Dorf zurück. Die Ayos setzten ihm nach und fanden unter den übrigen Waaren auch den Brantwein. Diesen zapften sie an und tranken ihn so begierig, daß ein Drittel der Armee taumelte und zwey Drittel schliefen. In diesem Zustande überfiel sie Truro Audai, der sie hatte beobachten lassen, und erhielt einen entscheidenden Sieg über sie. Nur wenig Nüchterne und Halbtrunkene entkamen auf ihren Pferden.

Der König von Dahomet, der während Hrn. Iserts Aufenthalt auf Guinea regierte, war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, wohlgestaltet, und von vielem Verstande. Er kam, wie alle seine Vorfahren, nie nach Fida, vermuthlich, weil er Lebensgefahr fürchtete, da er die Fidaer sehr despotisch regieren ließ, um ihren Freyheitssinn unterdrückt zu halten. Er unterhielt zu Fida einen Statthalter und vier Kobossiere, die ihm genauen Bericht über alles abstatten mußten, was unter den Weissen und Negern vorgieng. An dem damaligen Statthalter fand Herr Isert einen der verständigsten Männer, die er unter den Schwarzen je kennen gelernt hatte. Er sprach die drey dort gewöhnlichen Sprachen, bediente sich aber,

aber, nach einer Etiquette, beständig der Dolmetscher, wenn er mit den Weissen etwas zu verhandeln hatte. Die Neger begegneten ihm mit sklavischer Unterwürfigkeit. Wenn er öffentlich erschien, es mochte zu Fuß oder zu Pferde, oder auf einem Maulthiere seyn: so hatte er immer ein großes Gefolge von hundert bis zwey hundert bewaffneten Negern um und neben sich. Er ließ sich bey Tage nur selten sehen, weil er ein Feind von dem dabey üblichen Gepränge war, über welches er sich doch nicht hinwegsetzen durfte. Jeder Neger, der dem Statthalter begegnet, ist bey Lebensstrafe verpflichtet, ihm die gehörige Ehrenbezeigung zu erweisen, die darin besteht, daß er das Gesicht zur Erde beugt, niederkniet, unter drey verschiedenen Absätzen in die Hände klatscht, und damit beschließt, daß er mit allen Fingern der linken Hand schnellt. Zur Nachtzeit braucht man bloß mit den Fingern zu schnellen.

Wenn ein Neger den Statthalter sprechen will, so muß er dieselbe Formalität beobachten, er muß es aber auf den Knieen, oder auf der Hucke thun, weil er sich unter den Augen des Statthalters auf keinen Stuhl setzen darf. Der Statthalter erwiedert das Ganze bloß durch ein leises Händeklatschen, und dann kann der vorgeführte Neger mit ihm sprechen, wie mit einem andern gemeinen Neger.

Die

Die Fidaer sind meist groß von Statur und gut gewachsen, nur fehlt ihren Zügen das Sanfte, welches die Akraer und die übrigen guineischen Nationen haben. Die Weiber sind im Ganzen genommen häßlich. Herr Isert sahe zu Fida eine milchweise Negerin, die der König von Dahomet dem dänischen Gouverneur überschickte, mit dem Zusatz: „er sähe, daß er auch im Stande wäre, ihm eine weisse Frau zu schicken." — Sie war sehr häßlich, nicht über vier Fuß groß, und sichtbar eine Mißgeburth.

Die Gegend um den Wohnsitz der Fidaer ist sehr reizend. Der Boden ist flach und mit grünenden Wiesen, welche frische Quellen wässern, wie mosaisch ausgelegt. Es regnet öfter dort, als auf Akra, und dadurch wird ein beständiger, frischer Frühling erhalten. Man bestellt das Land jährlich zweymal, im März und Oktober. In den englischen und französischen Forts findet man große Gärten mit Orangenalleen bepflanzt, die eine unglaubliche Menge Früchte hervorbringen, welche oft Fuß hoch unter den Bäumen liegen, wenn keine Sklaven vorräthig sind, die sie auflesen können.

Die Fidaer sind eifriger im Dienste ihrer Gottheit, als die Akraer. Ihre vornehmsten Tempel sind der Schlange geheiligt, die sie für die mächtigste Gottheit halten. Jeder Tempel hat eine Schule, worin die Priesterinnen die Kinder im

Singen

Singen und Tanzen unterrichten, Fetistanz giebt es hier alle Tage, une die Fidaer exekutiren ihn besonders geschickt. Es werden eine Menge Mädchen auf öffentlichen Unkosten unterhalten, die nichts weiter zu thun haben, als in den Tempeln zu singen und öffentlich zu tanzen. Bey dieser Gelegenheit sind sie sehr prächtig angezoeen. Sie tragen wohl ein halbes Dutzend Leibgürtel über einander, doch so, daß sie alle zu sehen sind; und am Halse und an den Händen und Füßen sind alle Arten von Korallen ziemlich geschmackvoll angebracht. Der Obertheil des Körpers ist gewöhnlich bloß, doch verwahren sie auch die Embleme der allernährenden Mutter Natur in einem seidenen Tuche, um nicht von denselben, wenn sie in Fülle vorhanden sind, aus dem Takte palanziert zu werden.

Sie haben verschiedene Arten von Musik. Eine der beliebtesten wird folgendergestalt exekutirt: Sie graben ein tiefes Loch von etwa funfzehn Fuß im Durchschnitt in die Erde, legen über dies Loch zwey Balken von sehr hartem Holz und über diese wiederum eine Anzahl dicker und dünner Stäbe ohne die geringste Befestigung. Auf die letztern schlagen sie dann mit kleinen Stöcken, die fast wie Paukenklöppel gemacht sind, nach einem gewissen Takte. Das Ganze wird durch einige Trommeln akompagnirt.

Herr

Herr Isert hat gesehen, daß die Tänzerinnen gegen drey Stunden auf einem offenen Platze in der unerträglichsten Hitze die allerermüdendsten Tänze gemacht haben, wobey sie keine andre Erfrischung hatten, als daß ihnen die Priesterin von Zeit zu Zeit den Schweiß abwischte. Wenn Herr Isert fragte, wie es möglich wäre, den Tanz, ohne sich zu schaden, so lange auszuhalten: so erwiederten sie: „Der Fetis giebt uns Kraft.“

Unter den religiösen Processionen sah Herr Isert eine besonders seltsame. Drey Priesterinnen, die unter den Fidaern mehr gelten, als die Priester, und die man besonders daran erkennt, daß sie sich den Kopf nie wie andre Weiber scheeren, sondern das Haar in große Locken schlagen, gingen voran, und heulten ein Lied in einem höchst traurigen und widrigen Tone. Einige Priester folgten ihnen, und nach diesen kamen noch einige Weiber, die sämtlich zum Tempel gehörten. Während sie die Straßen auf und ab zogen, flohen alle Neger in ihre Häuser, rissen ihre Kinder mit sich von der Straße fort und versteckten sich so lange, bis die Procession vorüber war. Herr Isert bekam auf die Frage, warum sie sich so ängstlich versteckten, zur Antwort: daß der, welcher die Procession mit Vorsatz ansähe, nach drey Tagen gewiß des Todes wäre.

Die höchste Gottheit der Fidaer ist die sogenannte Fetisschlange. Es würde einem Europäer

 übel

übel gehen, wenn er sich an einer Schlange von dieser Gattung vergreifen, oder sie gar umbringen wollte. Es ist ein herrliches Geschöpf für das Auge. Wenn sie vollkommen ausgewachsen ist, hat sie die Länge und Dicke eines Mannsarmes. Der Grund ihrer Farbe ist ein Grau, das überall mit gelben und braunen Flecken bestreuet ist. Sie geht dreist in alle Häuser und scheint es zu wissen, daß ihr niemand etwas zu Leide thun darf. Sie ist auch wirklich ganz unschädlich. Herr Isert fand einmal im Garten des dänischen Forts solch eine Schlange; die unter einem Baume zusammen gerollt schlief. Er freuete sich über diese Entdeckung, betrachtete sie einige Augenblicke mit Entzückung und war im Begriff ein Gefäß zu holen, um sie heimlich in Spiritus aufzubewahren, als ein Neger, der im Garten arbeitete, dazu kam, Herrn Isert und die Schlange bemerkte, darauf wie eine Furie aus dem Garten flog, und im Nu mit einem Fetispriester zurück kam. Als dieser die Schlange liegen sah, fiel er der Länge nach auf sein Gesicht zu Boden, küßte die Erde dreymal, murmelte einige Worte in den Bart, nahm dann die Schlange so behutsam in seinen Leibgürtel daß sie nicht einmal erwachte, und trug sie in den Tempel, wo man beständig Essen und Trinken für sie bereit hält, sie mag kommen und fressen oder nicht.

Einen seltnern Aufzug sah Herr Isert an einem Nachmittage. Ein Lärmen und Aufruhr des

Volks

Volks machte ihn zuerst aufmerksam. Es dauerte nicht lange, so kamen die Statthalter und die Kabossiere auf Mauleseln, einer nach dem andern, herbey gezogen. Eine große Schaar folgte ihnen. Die Kabossiere stiegen vor dem Fort ab, und tanzten einzeln vor demselben. Eben so das Volk unter einer rauschenden Musik. In einer halben Stunde waren alle Große versammlet, die meist in einem sehr possierlichen Anzuge erschienen. Sie hatten eine Art von Schlafrock ohne Aermel an, mehrentheils von seidenem Zeuge; die Geringen aber von weissen Linnen. Einige darunter trugen auch Kleider, wie die Europäer. Die vornehmsten Kobossiere hatten runde Hüte von getriebenen Messing auf: Geschenke vom Könige, die niemand tragen darf, der nicht von ihm damit begnadigt wird. Das Ganze gab den Anblik einer Maskerate. Sie hatten auch drey Fahnen bey sich, zwey holländische und eine englische, auch drey große Parasols. Drey geputzte Männer trugen jeder ein messingenes Becken mit Bügeln auf dem Kopfe, die fast das Ansehen einer Königskrone hatten.

Nach einem wüthenden Tanze zogen die Grossen, die Männer mit den Becken, und die mit den Fahnen und Parasols auf einen Saal im Fort, wo sie eine Erfrischung zu sich nahmen, nach deren Genuß sie auf die Kniee fielen und die Erde dreymal küßten. Darauf überreichten

 sie

sie dem Gouverneur einen schönen Stab, zum Beweise, daß sie der König sendete. Sie sagten: der König hätte ihnen befohlen, die Trophäen, die sie aus einem Kriege mit den Badagriern mitgebracht hätten, den Weissen zu zeigen. Sie öfneten nun die drey wie Kronen gestaltete Becken, in deren einem ein Kopf und in den beiden andern drey Köpfe sich befanden. Bey dem einen Kopfe lag auch eine Hand, die dem vornehmsten Kabossier von Badagria gehört hatte. Diese Köpfe sahen, obgleich sie schon sechs Monate vorher waren abgehauen worden, noch so frisch aus, als ob es an demselben Tage geschehen wäre. Sie erhalten sie dadurch, daß sie dieselben, wie wir unsere Schinken, mit Stroh räuchern, welches der schwarzen Haut keinen Schaden thut, sondern ihr vielmehr Glanz giebt. Die Fahnen und Parasols waren ebenfalls Beute gemacht worden.

Unter den kostbaren Produkten des Vaterlands der Fidaer bemerkte Herr Isert auch eine hochgelbe Baumwolle, die, wie man ihm sagte, besonders auf Dahomet wachsen soll; aber weder diese Wolle noch der Saame derselben darf bey Lebensstrafe ausgeführt werden, weil sie ausschliesend zum Gebrauche des Königs bestimmt ist.

Die Fidaer sind sehr erfinderisch und betriebsam. Sie weben sehr artige Zeuge aus Wolle, und verarbeiten sogar Gras zu feinern und gröbern Zeugen. Sie nehmen die Blätter eines gewissen

wissen Grases (Cyperus) die eines Daums breit und über eine Elle lang sind, und legen sie einige Tage hindurch an die Sonne, welche ihre Farbe aus grün in gelb verwandelt. Sodann spalten sie die Blätter in dünne Faden, knüpfen sie zusammen, wickeln sie auf und verweben sie.

Die Popoer haben es in der Industrie noch weiter gebracht, als die Fidaer und Akraer. Sie verstehen Baumwolle zu weben, und ihre Weberey ist für die Simplicität ihres Weberstuhls schön genug. Dieser besteht aus vier Stäben, die eines starken Daumes dicke sind, in die Erde gesteckt werden und die vier Pfosten des Weberstuhls ausmachen. Nach den beyden hintersten hin sind zwey Fuß lange Stäbe schräg und dergestalt gesteckt, daß sie sich mit den letztern kreuzen; und in dies Kreuz wird ein anderer starker Stab gelegt, welcher den Sitz des Meisters bildet. Sie haben kein Weberschiff, sondern die Werft ist auf ein Knäul gewickelt, das ein Gehülfe in einer Entfernung in den Händen hält. Ihre Kämme haben Aehnlichkeit mit den unsrigen; aber keine Augen, sondern sie bestehen aus zwey Schläufen, die zusammengehängt sind, und zwischen welchen der Faden sitzt. Sie setzen das Ganze, wie unsere Weber, mit den Füßen in Bewegung, und ein paar dünne Stäbe bilden den Tritt. Das Blatt selbst ist wie bey uns, nur daß durch jede Abtheilung zwey Faden gehen, und

daß es ganze lose und ohne Befestigung im Garne hängt. Die Weberey ist sehr schmal und selten über eine Viertelelle breit. Das Garn ist baumwollen und wird auf der Spindel gesponnen.

Die Popoer verstehen auch die Kunst ein dauerhaftes Schönblau zu färben, das dem Indigo völlig gleich kömmt, wenn es ihn nicht übertrift. Sie bereiten diese Farbe von den Blättern und von den Wurzeln zweyer Baumarten, die in Europa ganz unbekannt sind und wovon der eine eine Bignonia und die andere eine Taberna montana ist. Auf diese Blätter und Wurzeln gießen sie eine Aschenlauge von Palmnüssen, die sie kalt zum Gähren bringen, sodann ihr Garn kalt hinein tauchen und es trocknen und abwaschen. Das ist ihr ganzes Verfahren.

Wir kommen nun auf die Fidaer zurück:

Im Januar feyern sie den großen Gedächtnißtag des Vaters vom Könige von Dahomet. Die drey europäischen Gouverneurs werden dazu eingeladen, und sie dürfen nicht wohl wegbleiben, wenn sie nicht eine Krankheit entschuldigt, in welchem Falle sie aber doch einen andern Weissen statt ihrer schicken müssen. Der Schauplatz des Festes ist zu Dahomet, wohin alle Grossen und viel gemeine Neger aus allen Provinzen dee Reichs zusammenströmen, um Theil an der Feyerlichkeit zu nehmen. Die Europäer werden aus der königlichen Küche gespeißt. Es wird ein Altan erbauet,

bauet, auf welchem sich der König, sein Hofstaat und die Weissen befinden. Die gemeinen Neger stehen unten am Altan, und die Abgeordneten der verschiedenen Städte für sich, auf ihrem Platze. Auf den Altan selbst schafft man vielerley europäische Zeugwaaren, Brantwein, auch Schnüre von sogenannten Schlangenköpfen und Quantitäten von Eßwaaren. Der König ruft einen der Kabossiere zu sich, der auf allen Vieren gekrochen kömmt, um seinen Befehl zu vernehmen, der darin besteht, daß er eine gewisse Anzahl Schnüre von Schlangenköpfen, von Zeug zu Mammalen, oder von andern Waaren unter das Volk werfen soll. Der Kabossier kennt die Leute, die zu ihm gehören, und die schon mit aufgehobenen Händen ihre Beute erwarten und alles auffangen, eh' es auf den Boden kömmt. So wiederholt der König diesen Befehl an alle gegenwärtige Kabossiere, und sodann krönt ein höchst barbarischer Gebrauch das Ganze. Man hat nämlich vierzig bis funfzig arme Sklaven, die entweder Kriegsgefangene, oder Verbrecher, oder eingeborne Knechte sind, das ganze Jahr zu diesem Fest aufbewahrt. Fünf oder sechs derselben sitzen hart geschlossen an dem Fuße des Altans, und erwarten dort, während sich die übrige Menge lärmend vergnügt, den schrecklichen Wink zu ihrer Hinrichtung. Sobald alles ausgetheilt ist, werden diese unglücklichen Schlachtopfer vor

den König gebracht, der sie noch einmal ansieht, ob es die rechten sind, und sodann Befehl zu ihrer Hinrichtung giebt, die durch das Beil auf einem Blocke geschieht. Einer der Minister fängt in einer Theeschaale das Blut eines dieser Elenden auf, und reicht es dem Könige dar, der die äusserste Spitze des kleinen Fingers hineintaucht, und ihn mit der Zunge ableckt. Die Leichname werden um das königliche Begräbniß geworfen, und die Köpfe rings umher auf Pfähle gesteckt.

Dieser barbarische Gebrauch scheint an die Stelle eines andern getreten zu seyn, nach welchem sie ehemals ihre überwundenen und gefangenen Feinde fraßen. Es ist gewiß, versichert Herr Isert: daß sie dies jetzt nicht mehr thun. Wenn man den König fragt: warum er diesen grausamen Gebrauch, der zugleich seinen Finanzen nachtheilig ist, weil er die funfzig hingerichteten Menschen zu Gelde machen könnte, nicht abschafft: so entschuldigt er sich damit, daß es ihm nicht freystehe, eine Sitte aufzuheben, die so alt sey, als das Königreich selbst, und die seine Unterthanen bald durch Aufruhr zurück fordern würden.

Wie despotisch der König von Dahomet regiert, kann folgende Anekdote beweisen: Als er einmal an jenem Feste im Königlichen Gepränge den Altan besteigen wollte und vor den Unglücklichen vorbey ging, die am Fuße desselben gefesselt ihr

Ende

Ende erwarteten: rief einer derselben mit einem tiefen Seufzer: „O, wie glücklich ist Der (er meynte den König) und wie unglücklich bin ich!" Der König hörte dies, wandte sich um und sagte: „Der Mensch ist kein Dummkopf!" hob selbst den Sklaven auf, befahl, ihm die Ketten abzunehmen, ihm Kleider und Reisegeld zu geben und ihn nach seiner Provinz zu entlassen. Da bey dieser Gelegenheit eine Menge Menschen sich herzu drängten, um den König zu sehen: so ergriff er einen davon, befahl ihm, sich niederzusetzen, ließ ihm Ketten anlegen und ihn noch denselben Tag mit den Uebrigen hinrichten.

Züge dieser Art, die kein sanftes Herz ankündigen, lassen zugleich errathen, wie grausam und blutig die Kriege seyn müssen, die diese Völkerschaften unter einander führen. Schon ihre Kriegsrüstung muß einen schauerlichen Anblick geben. Die europäischen Soldaten sind alle bis auf die kleinsten Stücke gleichförmig gekleidet; aber die guineischen Krieger suchen etwas darin, sich ganz verschieden und ungleichförmig zu kleiden. Ihre Rüstung ist zwar dieselbe, aber ihr übriger Anzug ist ganz unter einander verschieden. Die Haupterfordernisse zu einem Krieger sind jetzt: eine Flinte und eine Patrontasche von Tiger- oder andern Fellen, die vor den Bauch gebunden wird, und worin sie zwölf bis sechzehn Hülsen mit Pulver gefüllt, gezopften Bast, zum Vorla-

den, und Bleykugeln, oder in deren Ermangelung, gehacktes Eisen oder schwere, glatte Steine tragen. Um die Hüfte schlingen sie einen ledernen oder baumwollenen Gürtel, an welchem einige Messer von verschiedener Größe in Scheiden befestigt sind. Ueber der Schulter tragen sie zuweilen noch ein Tuch, in welches einige Messer gewickelt sind, oder woran ein Säbel hängt. An der Hüfte tragen sie ein Seil von Bast, um die Gefangenen damit zu binden, einen Beutel mit geröstetem und zu Mehl geriebenen Mais, und eine Kürbisschaale, um daraus zu trinken. Ihre Kriegskleidung hat eine ganz andre Form, als die gewöhnliche. Statt eines Manimale, tragen sie ein kleines Tuch, das kaum die Schaamtheile bedeckt. Den Kopf schmücken sie sehr seltsam, meist mit einem Kuhfelle, das sie frisch über einen Klotz ziehen und an demselben trocknen lassen. Den Rand schneiden sie aus; und so ist der Helm fertig. Andre haben sich ein Elefantenohr und noch Andre die Wirbelbeine eines großen Fisches, woran sie einen langen Schweif von Falkenfedern heften, zu diesem Behufe bereitet. Der letztern Art bedienen sich vorzüglich die Vornehmen unter den Negern des platten Landes. Die Bergneger machen sich dergleichen aus der Kopfhaut eines großen, schwarzen Affen, oder eines Tigers, die sie auf die Weise über den Kopf stülpen, daß ihre Augen da zu stehen kommen, wo die Augen des Thiers standen. Um diesen

Anblick

Anblick noch fürchterlicher zu machen, hängen sie einen langen Schwanz von den Fellen eben dieser Thiere daran. Noch andre setzen große Strohhüte oder Mützen von Matte auf. An ihrem Körper hangen eine Menge Amulette herum, deren jedes seine eigene schützende Wirkung hat. Die Akraer pflegen sich allgemein große Büschel von Gras unter das linke Kniee zu binden, deren Enden sie lang herunter hangen lassen, und woran eine Menge Knoten, mit Glaskorallen verwebt, befindlich sind. Die Heerführer tragen einen Stab, der abwechselnd mit rothen und weissen F[illegible]ern bemalt, und um dessen Mitte ein Band von geflochtenem Stroh gewunden ist. Diesen Stab darf der Heerführer im Gefechte nicht ablegen. Die Unterbefehlshaber tragen Säbel, und nur selten Gewehre. Diese Säbel sind nach ihrer eigenen Art gemacht. Die aus Europa kommen schätzen sie nicht sehr und brauchen sie bloß zum Holzfällen. Die ihrigen sind sichelförmig; oft sind zwey Schneiden in Einen Heft gefaßt, und dies ist wiederum mit einigen eisernen Stacheln, die bis einen halben Zoll lang sind, versehen, vermuthlich um das Gefäß desto fester halten zu können, wenn man es ihnen entwinden wollte.

Das Hauptinstrument bey ihrer kriegerischen Musik ist die Trommel, deren sie verschiedene Gattungen haben. Sie machen sie von ausgehöhlten Baumstämmen, die sie mit einem Schaaffell überziehen, doch so, daß die eine Seite offen bleibt. Die kleinern und gewöhnlichern Arten tragen sie mittelst eines Bandes am Halse; die große Trommel aber wird von einem Neger horizontal auf dem Kopfe getragen und der Trommelschlä-

schläger geht hinter her und rührt sie. Sie hat gegen vier Fuß Höhe und dritthalb Fuß im Durchmesser.

Ein anderes kriegerisches Instrument ist das Horn. Man macht dergleichen aus den Zähnen junger Elefanten, nahe an deren Spitze man auf der Seite ein Loch eingräbt, und die man wie unsere Queerflöten bläst. Die Virtuosen auf diesem Instrument wissen sogar Namen sehr verständlich anzugeben *). Fällt einer Partey in einem Gefechte der Muth: so ruft der Hornist den Anführern derselben im Namen des obersten Befehlshabers Entschlossenheit und Fassung zu. Große Sonnenschirme und Flaggen sind gleichfalls nöthige Erfordernisse ihres kriegerischen Gepränges.

Wenn sie einen Anführer zum höheren Kommando erheben, so geschieht dies mit einer großen Feyerlichkeit. Herr Isert wohnte einer solchen bey und giebt folgende Beschreibung von derselben und von dem Orte, wo sie vor sich gieng. Es war ein offener Platz, in dessen Hintergrunde auf einer Anhöhe zwölf Kanonen standen, in deren Mitte eine vierzig Fuß hohe Flaggenstange aufgerichtet war. Auf beiden Seiten der Kanonen schlossen Grashütten den Platz ein, an dessen Eingange ein hoher Erbsenbaum stand, woran eine mäßige Glocke und eine Sanduhr hing, um die Stunden darnach anzugeben. Bey demselben stand die Wache und jenseit desselben ein viereckigter Tisch, auf welchem ein gelbseidener Leibgürtel mit einem kostbaren Säbel lag. Daneben standen sieben Weingläser und eine Weinflasche.

Um den Tisch herum saßen in einem Halbcirkel zur Rechten Otho der Held und der erste Ka-

bosstter

*) Dies scheint obige Frage zu beantworten.

bossier der Akraer, Naku, Kabossier von Ursu, der dänische Gouverneur Kyöge, und drey andre vornehme Weiße. In einiger Entfernung saß Attyambo, Fürst von Aquapim, und hinter demselben und einigen andern Kabossiern standen bewaffnete Neger, von denen einige große Sonnenschirme über sie hielten. Um diese schloß sich ein Heer von ungefähr fünfhundert Negern cirkelförmig her, dessen beyde vordersten Glieder auf niedrigen Stühlen, die andern aber auf der platten Erde, das Gewehr vor sich gestemmt, saßen. Die Aeltesten und der Adel saßen voran, und in der Mitte des ersten Gliedes saß der Fetispriester, der sich durch ein dickes Strohband, das ihm um den Halse und bis auf den Bauch herabhing, durch eine Mütze von Matte, und durch einen dicken Stab, den er in der Hand hielt, auszeichnete. In der Mitte des Kreises lagen sechs Anker Brantwein in einzelnen Fässern, auf denselben Toback, und an denselben Pfeifen. Zwey schwarze Bedienten, die in der einen Hand eine große Flasche Brantwein und in der andern ein Glas hatten, giengen in dem Cirkel umher und schenkten für die Vornehmen ein. Sobald sie alle einen Trunk bekommen hatten, trat der Dolmetscher in den Cirkel und hielt eine Anrede, die sich auf die feyerliche Handlung des Tages bezog. Er mußte diese Rede in drey verschiedenen Sprachen halten, weil in der Armee drey Sprachen geredet wurden; und er that dies mit einer Fertigkeit, die manchen europäischen Redner beschämt haben würde. Er pries in derselben die Heldentugenden des Otho, versicherte, er sey der Würdigste, das Kommandoschwert zu führen, und die Weissen hofften, daß ihm die schwarzen

Krieger den schuldigen Gehorsam erweisen würden. Das Heer erwiederte diese Anrede mit einem lauten Zuruf, und darauf wurde dem Otho der Säbel überreicht. Er hielt ihn entblößt mit beyden Händen empor, schlug die Augen gen Himmel und rief „Ihr seit Weisse, ich bin euer Diener! Gott tödte mich mit diesem Schwert, wenn ich je meyneidig werde!“ — Nun tranken die Weissen mit dem Kabossier Naku und dem Fürsten von Aquapim die Gesundheit des Otho, während welcher sieben Kanonen abgefeuert wurden.

Zwey Tage darauf nahm der neu erwählte Heerführer den Kriegern den Eyd der Treue ab. Alles erschien in kriegerischer Gestalt und der Held selbst war über und über mit rother Erde, die vielleicht seinen Blutdurst bezeichnen sollte, bestreut. Jeder Unterbefehlshaber über fünf und zwanzig bis hundert Mann, hatte einen großen Sonnenschirm, der aus Zeugen von allerley Farben zusammengesetzt war, und den ihm ein Sklav über dem Kopf hielt.

Als alles beysammen war, tanzte man unter dem Geroll der Trommeln, unter dem Geschmetter des Horns, und unter dem Knalle der Büchsen um das dänische Fort. Jeder schwur dem Otho und den übrigen vornehmen Negern, und als diese Feyerlichkeit mit einigen Salven beschlossen war, zogen sie vor dem vorhin erwähnten Eibisenbaum, unter welchem die Weissen saßen, vorbey, und schworen diesen, jedem besonders, mit ungefähr folgenden Worten: „Ich bin ein Mann, der sich für dich schlagen und für dich sterben will!“ — Diese Worte sagten sie mit seltsamen Bewegungen und Sprüngen, während welcher

cher sie mit den Streitmessern wild um sich schlugen. Otho war der Letzte unter den Schwörenden. Der Anstand des alten Helden hatte etwas ehrwürdiges; er schwur bedachtsam und ohne Hitze: „Nur einen Schirm, nur eine Trommel und nur einen Feldstuhl habe ich: wo diese drey sind bin ich; und wo ich bin, ist dies ganze Heer!"

Zu ihren Kriegsgebräuchen gehört noch der, daß sie ihren verwundeten und todten Feinden die Köpfe herunter hauen, die sie mit sich fortschleppen, das Fleisch herunterziehen und die untere Kinnlade sorgfältig geglättet, an die kleinen Trommeln und Hörner, die obere hingegen, an die große Kriegstrommel hängen. Mit diesen Trophäen gehen sie zu Kriegs- und Friedenszeiten umher, und glauben die Getödteten dadurch noch im Tode bitter zu kränken. Die Menge dieser Trophäen bestimmt den Rang und Muth des Kriegers.

Herr Isert beschrieb auch eine Friedensfeyerlichkeit, die nicht minder seltsam ist: Otho hatte mit seinem Heere die Augnaer so in die Enge getrieben, daß sie sich zum Frieden entschlossen. Vier ihrer Vornehmen fanden sich ein, um die Friedensbedingungen zu verabreden, denn von schriftlichen Friedensschlüssen wissen sie nichts. Das siegreiche Heer schloß einen großen Kreis. Jeder Anführer war von seinen Leuten umringt und über ihm schwebte der große Parasol. In einiger Entfernung standen die Musikanten, die von Zeit zu Zeit ein Stück spielten. Sobald alles nach den gewöhnlichen Formalitäten in Ordnung gebracht war, wurden die Gesandten der Augnaren gerufen. Sie kamen auf allen Vieren in

in den Cirkel gekrochen, grüßten rings umher jeden Kabossier besonders, und endlich nahm einer von ihnen das Wort: „Wir können nichts machen gegen die Waffen der Weissen," sagte er: „darum nehmen wir den Hut ab und bitten um unser Leben. Dieser hartnäckige und lange Krieg hat uns Güter und Kräfte geraubt, und wir leiden Mangel, weil unsre Kinder todt oder verwundet sind. Wir wollen alle Bedingungen erfüllen, die ihr uns aufgelegt habt. Zur Bekräftigung dessen bringen wir euch neun Kinder unseres Königs und unserer Vornehmsten. Wir geben sie euch zur Bürgschaft, daß wir unser Versprechen halten werden, und hoffen, daß ihr sie keine Noth werdet leiden lassen."

Darauf nahm der Sprecher einen Jüngling nach dem andern, die als Sklaven auf der Erde lagen, bey der Hand, legte sie in die Hand des Helden Otho und dieser sie in die Hand des dänischen Gouverneurs, wobey er zugleich den Namen des Vaters und des Kindes anzeigte. Nach dieser Ceremonie grüßten die Gesandten, wie vorher, alle Kabossiere rund herum, und die ganze Feyerlichkeit endigte sich mit einem allgemeinen Hurra. Um das Ganze zu versiegeln ward den folgenden Tag Fetis gegessen.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulz, Friedrich, / Dobrizhoffer, Martin, / Isert, Paul Erdmann

Aufsätze zur Kunde ungebildeter Völker

Weimar 1789

Geo.u. 8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10428811-0
VD18 1438812